Die schöne Gabriele.

Von

M. Auguste Maquet.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Fünfter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1856.

Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Die Schramme.

Zehn Monate waren seit der Uebergabe von Paris verflossen, das Jahr ging zu Ende. Der December streute Nebel und Schneeflocken in ungewöhnlicher Menge aus; seit langer Zeit war der Winter in Frankreich nicht so streng gewesen.

Zwischen Montereau und Melun, auf der beschneiten Landstraße, an welcher hier und da ein von der Axt verschonter Baum seine entlaubten Aeste emporstreckte, hörte man in der Nacht die Wölfe heulen. Am Tage war Alles still, die Landleute waren zu hungrig um zu singen, und in der Kälte mochten sie nicht ausgehen; überdies fürchtete man sich noch vor den Spaniern. Wölfe und Spanier sind zu viel auf einer Landstraße, und das Ei des »Huhns im Topf« war noch nicht gelegt.

Ueberdies war der Herr in Geschäften des Hauses abwesend. Heinrich trieb Mayenne, den entmuthigten Kämpfer, in die Picardie zurück. Der König wurde vom Glück begünstigt; alle seine Wünsche gingen in Erfüllung, alle seine Unternehmungen gelangen. Ein Sohn wurde ihm von der Liancour geboren, und dieses unter Siegesjubel geborne

Kind sollte gleich nach der Rückkehr des Königs in der Notredamekirche getauft werden.

Diese überall rasch verbreitete Kunde wurde nicht ohne spöttische Bemerkungen aufgenommen, und wer die Franzosen kennt, wird leicht begreifen, daß sie sich mit diesem Ereigniß viel mehr beschäftigten, als mit Kälte, Krieg und Schwerenoth.

Wir wissen nicht, ob zwei sonderbar aussehende Personen, die im December auf dem Wege nach Melun waren, über diese große Neuigkeit sprachen. Beide waren zu Pferde und in große gestreifte Mäntel gehüllt, und während sie neben einander durch den tiefen Schnee ritten, wechselten sie im tiefen Baß und im hohen Discant — nicht etwa Verse aus Theokrit oder Virgil, sondern derbe italienische Flüche, mit denen sie alle Wölfe aus Frankreich hätten verjagen können.

Die Baßstimme kam aus einer breiten, starken Brust. Das Pferd war klein, aber der Reiter sehr stattlich, denn unter dem Mantel kam von Zeit zu Zeit ein feuriges Augenpaar und ein rabenschwarzer Bart hervor.

Der Discant war eine kleine Frauengestalt, die bald ganz melancholisch aussah, bald wie ein Blitz glühte. Sie schlotterte auf ihrem Maulthiere und schimpfte bald über den schneidenden Wind, bald über die schlechte Straße, bald über das abscheuliche, kalte Frankreich, bald über das Thor von Melun, das nicht zum Vorschein kommen wollte.

Endlich kamen sie an das Thor. In der Nähe der Stadt war die Straße minder öde. Einige Reisende überholten die beiden Italiener, andere blieben zurück und Alle fanden das Aussehen der beiden Fremden sonderbar. Diese fanden die neugierigen, satyrischen Franzosen ebenfalls sonderbar; wahrscheinlich sagten sie es einander in ihrem Kauderwälsch und wenn sie es nicht sagten, so gab es die junge

Italienerin durch ihre Augensprache und ihr spöttisches Lächeln deutlich genug zu verstehen.

Am Stadtthor war ein Militärposten und ein Thorschreiber, der jeden Ankommenden aufmerksamer beobachtete, als zur Erhebung des Pflastergeldes nöthig gewesen wäre. Die beiden Fremden, welche ziemlich rasch ritten, kamen ihm verdächtig vor und er rief ihnen zu:

»Heda! wohin so eilig? Wir müssen die Mantelsäcke untersuchen.«

»Siamo forestieri!« (Wir sind Fremde!) erwiederte die Italienerin ungeduldig.

»Oho! Spanier!« sagte der Thorschreiber, der dieses reine Italienisch für spanisch hielt.

»Spanier!« wiederholten die Soldaten, die sich in eine kriegerische Stimmung versetzt fühlten.

Man durchsuchte die Mantelsäcke, die nichts Verdächtiges enthielten. Es versammelten sich viele Leute; die vermeinten Spanier sprachen mit großer Heftigkeit, ohne zwei französische Wörter zusammenbringen zu können.

Inzwischen hatte die Italienerin, die sich am heftigsten geberdete, ihr Gesicht ganz entblößt; ihre Züge waren regelmäßig fein und von stark ausgeprägtem südlichen Charakter. Der Zolleinnehmer wurde indeß durch das Feuer der Augen, durch die Beweglichkeit des Gesichtes und durch das Spiel des Mundes, der eine doppelte Reihe schöner Zähne sehen ließ, keineswegs befriedigt und er wiederholte:

»Spanier! Spanier! Eure Papiere!«

Die Haltung des Begleiters der Dame war während dieses ganzen Auftritts unglaublich ruhig und gelassen. Er gab sich gar nicht die Mühe, eine Bewegung zu machen. Ob es die Wirkung des Schreckens war? Wer feig ist oder ein

böses Gewissen hat, nimmt oft seine Zuflucht zur Unbeweglichkeit. Oder verstand er nicht, was der Einnehmer wollte? Genug, er blieb in seinen Mantel gehüllt, der ihm das Gesicht von oben nach unten theilte, und betrachtete mit dem einen unbedeckten Auge bald das Gesicht seiner Begleiterin, bald die Umstehenden.

Plötzlich sprach der Thorschreiber leise mit dem Postencommandanten und dieser erwiederte:

»Ja, es ist wahr, er versteckt sein Auge.«

»Zeigen Sie Ihr Auge,« sagte der Thorschreiber zu dem Italiener, der ihn nicht verstand.

»Er stellt sich, als ob er nicht verstände,« sagten die Umstehenden.

»Euer Auge! Euer Auge!« wiederholten zwanzig ungeduldige Stimmen.

Der Italiener sah seine Begleiterin an und rührte sich nicht. Der Postencommandant trat rasch auf ihn zu, ergriff den Mantel und entblößte ihm das Gesicht. Es war schön und ausdrucksvoll, trotz einer gewissen Gemeinheit, die in den untern Classen der orientalischen Stämme die Schönheit nicht ausschließt.

»Sein Auge ist abgeschunden,« sagte der Thorschreiber; »er ist's!«

»Er ist's!« wiederholten mehre der Umstehenden, die in das Geheimniß eingeweiht schienen.

»Er ist's! er ist's!« riefen hundert Stimmen, die gar nicht wußten, wovon die Rede war.

Der Italiener hatte wirklich eine Schramme, die sich über das Augenlid bis zur Schläfe erstreckte.

Die Soldaten fielen über ihn her und rissen ihn vom Pferde. Mehre Zuschauer, die weder seinen Namen noch

sein Verbrechen kannten, folgten dem Beispiel der Soldaten und begannen den Fremden zu mißhandeln. Seine Begleiterin machte ihrem Schrecken durch italienische Klagen Luft, welche die Menge durchaus für spanisch halten wollte.

»Schlaget ihn nicht,« sagten die Soldaten; »wir wollen ihn bei lebendigem Leibe braten.«

»Nein, nein,« sagte der Thorschreiber, »er muß seine Mitschuldigen angeben.«

»Ha! der verwünschte Spanier!« rief Einer.

»Ha! der elende Meuchler!« schrie ein Anderer.

»Oimè! ô povero Concini!« seufzte die schöne Reiterin, indem sie ihren unglücklichen Begleiter zu befreien suchte.

Aber sie war zu schwach gegen den erbitterten Volkshaufen, und allmälig wurde sie selbst zu der Thorschreiberhütte gedrängt, welche für Beide zur Folterkammer werden zu sollen schien.

Inzwischen war ein großer blonder junger Mann auf einem schönen türkischen Pferde und in Begleitung eines eben so gut berittenen Dieners an das Stadtthor gekommen und betrachtete diese Scene, die ein so trauriges Ende versprach. Als er das Jammergeschrei der jungen Reiterin hörte, ritt er einige Schritte vor und stieß einen Soldaten an, der die Unglückliche von ihrem Begleiter loszumachen suchte.

»Ei! Freund,« sagte er, »Ihr zerreißet ja das arme Dämchen! Sehet doch ihren zarten Arm neben eurer groben Faust!«

»Bah! edler Herr,« antwortete der Soldat, dem die stattliche Gestalt des Fremden einigen Respect einflößte, »es liegt ja nicht viel daran, es ist eine Spanierin.«

»Pietà! pietà! Signor!« rief sie, indem sie sich zu dem Fremden wandte.

»Sie ist keine Spanierin, sondern eine Italienerin,« erwiederte der junge Mann, der schnell vom Pferde stieg und den Soldaten so heftig schüttelte, daß er ihn zum Loslassen zwang.

»Eine Italienerin!« sagte die Menge erstaunt und drängte sich nach der Seite hin, die ein neues Interesse bot.

Der Soldat, dem die Muskeln des Cavaliers noch mehr Respect eingeflößt hatten, trat indeß wieder näher und sagte:

»Sie werden doch die Mörder unsers guten Königs nicht vertheidigen?«

»Ja, das ist etwas Anderes,« erwiederte der junge Cavalier.

Aber die Italienerin hatte errathen, daß sie an dem jungen Cavalier einen Dolmetscher gefunden, und redete ihn italienisch an; er antwortete in derselben Sprache. Die Freude der armen Angeschuldigten war so ausdrucksvoll, sie klatschte so frohlockend in die Hände, daß die Umstehenden gerührt wurden und schweigend das Ende dieses seltsamen Abenteuers erwarteten.

Als der Italiener in seiner Muttersprache reden hörte, streckte er die Arme nach dem Fremden aus und rief:

»Was habe ich gethan? was will man von mir?«

Zollschreiber und Soldaten sahen sich genöthigt, ihre Beute einstweilen loszulassen und die Lösung des Räthsels abzuwarten. Der junge Cavalier wurde umringt und aufmerksam betrachtet; aus seinen schönen Augen sprach Muth und Offenheit, er hatte auf den ersten Blick die ganze Versammlung für sich eingenommen.

»Verstehen Sie das Gewäsch dieser Spanier?« fragte ihn der Zollschreiber.

»Es sind Italiener,« erwiederte der junge Cavalier, »und sie sprechen das reinste Toscanisch. Was haben sie denn gethan, daß man sie so hart behandelt?«

»Sehen Sie nur sein rechtes Auge an,« sagte der Zollschreiber.

»Es ist etwas abgeschunden.«

»Und das ist das Kennzeichen eines Mannes, der hier durchreisen wird, um den König in Paris zu ermorden.«

»Ich glaubte nicht, daß Se. Majestät in der Hauptstadt sey.«

»Der gute König wird zur Taufe seines Sohnes erwartet.«

»Welches Sohnes?« fragte der Fremde.

»Cäsar, Sohn der schönen Gabriele und des Königs.

Der Fremde erblaßte.

»Gut, gut,« sagte er für sich, indem er die Hand krampfhaft auf die Brust drückte. »So! dieser Mann wollte nach Paris gehen, um den König zu ermorden . . . Die Attentate haben also noch immer kein Ende?«

»Alle acht Tage ist das Leben unsers Landesvaters bedroht; heute kommt die Reihe an diesen Schurken.«

»Hat er's gestanden?«

»Gott behüte. Anfangs stellte er sich, als ob er uns nicht verstände; aber wir haben ihn errathen! Ich muß mich wirklich wundern,« setzte der Thorschreiber argwöhnisch hinzu, »daß Sie diese Schurken in Schutz nehmen. Sie sind wohl gar ein Spanier, weil Sie mit den Fremden in Ihrer Sprache gesprochen haben? . . . Haben Sie Papiere?«

»Allerdings,« antwortete der junge Mann gelassen, »und ich bin bereit, sie Ihnen zu zeigen.«

»Wo kommen Sie her?«

»Ich komme von Venedig, wo ich Gondelspazirfahrten gemacht habe.«

»Wohin reisen Sie?«

»Nach Paris, wohin Herr von Crillon mich ruft.«

»Herr von Crillon!« rief der Thorschreiber mit tiefem Respect.

»Herr von Crillon!« wiederholten die Soldaten, freudig überrascht durch den theuern Namen.

»Hier ist sein Brief; haben Sie die Güte ihn zu lesen,« fuhr der junge Mann fort, indem er dem Thorschreiber ein Papier reichte.

Dieser las mit tiefen Bücklingen und gab dem jungen Cavalier den Brief zurück, während fast alle Umstehenden die Hüte abnahmen und flüsterten:

»Ein Freund des tapfern Crillon!«

Unterdessen hatten die beiden Italiener wieder Athem geschöpft. Die junge Dame faßte den Arm ihres Beschützers und dankte ihm in den wärmsten Ausdrücken.

»Signora,« sagte der junge Mann italienisch, »man beschuldigt Sie und Ihren Begleiter, Sie wollten sich in schlechter Absicht nach Paris begeben.«

Die beiden Italiener erblaßten.

»In welcher Absicht?« stammelte die Frau.

»Man behauptet, Sie wollten den König ermorden.«

»Wir!« rief die Italienerin mit leidenschaftlichem Ausdruck. »Wir . . . ihn ermorden! Im Gegentheil!«

»Wer sind Sie? Antworten Sie ohne Zögern, denn Sie werden von diesem ganzen Volkshaufen beobachtet.

Sagen Sie die Wahrheit, denn ich selbst würde Ihnen Angesichts einer so furchtbaren Anklage eine Lüge nicht verzeihen.«

»Ich heiße Leonora Galigai,« sagte sie, »und mein Mann, den Sie hier sehen, heißt Concino Concini.«

»Welches Standes sind Sie?«

Sie zögerte.

»Mein Mann ist der Sohn eines Notars in Florenz.«

»Aber Sie?«

»Ich bin seine Frau.«

»Aber was wollen Sie in Frankreich?«

»Dasselbe was Concini hier will.«

»Die Antwort ist geistreich, aber nicht aufrichtig. Sie verhehlen mir etwas, und Sie werden es bereuen; denn ich liebe den König; und um ein Unglück von ihm abzuwenden, werde ich Sie dem erbitterten Volkshaufen überlassen; Sie mögen dann sehen, wie Sie sich wieder frei machen.«

Diese Drohung schien auf die beiden Italiener einen starken Eindruck zu machen.

»Bedenken Sie wohl was Sie thun,« fuhr der junge Mann fort, indem er sich dem Thorschreiber und dem Postencommandanten näherte. »Diese Leute,« sagte er zu ihnen, »scheinen mir keine Verbrecher zu seyn, aber ich bin fast geneigt, sie für Abenteurer zu halten. Ich habe ihnen Angst gemacht, sie berathen sich miteinander und wir werden bald die Wahrheit erfahren.«

»Warum hat er die Schramme am Auge?« fragte der Thorschreiber.

»Ich dachte nicht daran,« erwiederte der junge Mann

und wandte sich zu den Italienern: »Woher kommt die Schramme am Auge?«

»Signor,« sagte die Frau hastig, »ich bin eifersüchtig, Concini ist gefallsüchtig, er warf gestern einer vornehmen Dame, die in einer Sänfte getragen wurde, zärtliche Blicke zu, und ich habe ihm ein bischen die Augen ausgekratzt. Belieben Sie die Entfernung zwischen meinen Nägeln zu messen.«

»Es ist nicht unwahrscheinlich,« antwortete der junge Mann, indem er die mit schönen rosigen Nägeln bewaffneten Händchen der Italienerin betrachtete. »Sie haben mir noch zu sagen, was Sie in Frankreich wollen; ich habe Ihnen hinlängliche Zeit gelassen, um mir eine Antwort zu geben, welche Ihr Interesse mit der Wahrheit vereinigt. Nehmen Sie sich in Acht, in der Hütte des Thorschreibers ist ein gutes Feuer und Eisen sind bald glühend gemacht.«

»Perchè fare?« fragten die beiden Italiener erschrocken.

»Um Ihnen durch die Folter ein Gedächtniß zu erpressen,« sagte der junge Mann. »Die ganze Menschenmenge ist neugierig, und sobald ich mich entfernt habe, wird man Ihnen schon die Zunge zu lösen wissen.«

»Er ist ein Ehrenmann,« sagte der Italiener leise zu seiner Begleiterin. »Wir wollen ihm den Empfehlungsbrief zeigen.«

»Wir wollen noch zu zögern suchen,« erwiederte die Italienerin noch leiser.

Aber die Umstehenden wurden des langen Wartens überdrüssig und selbst der junge Mann verlor die Geduld.

»Adieu!« sagte er, »sehen Sie zu, wie Sie sich frei machen.«

Er wandte sich um und faßte den Zügel seines Pferdes, das von Soldaten gehalten wurde. Die Italienerin sprang auf ihn zu und hielt ihn zurück.

»Verlangen Sie,« sagte sie, »daß man uns an einen Ort gehen lasse, wo wir allein sind.«

»Welche Geheimnißkrämerei, Signora!«

»Sie werden die Ursache erfahren,« erwiederte sie.

Der junge Mann sprach leise mit dem Thorschreiber, der seine Thür aufmachte. Die Italienerin schlüpfte flink wie ein Eichhörnchen hinein. Concini blieb draußen; der junge Mann folgte Leonora in die Hütte.

»Wenden Sie sich einen Augenblick ab,« sagte sie lächelnd.

Er gehorchte, aber er bemerkte doch, daß sie unter ihrem Kleide etwas suchte. Er sah rothe wollene Beinkleider und sehr hübsche, zarte Füße, und Alles dies erschien und verschwand in Blitzesschnelle. Die Italienerin zeigte ihm ein Papier.

»Sehen Sie,« sagte sie, »dieses Empfehlungsschreiben habe ich in Florenz erhalten; es ist nicht versiegelt. Lesen Sie; aber versprechen Sie mir auf Ihr Cavalierwort, daß Sie vergessen wollen wer wir sind und was wir hier wollen.«

»An Herrn Zamet adressirt,« sagte er.

»Sie kennen ihn?«

»Ich habe ihn im Louvre gesehen.«

»So! Sie gehen ins Louvre!« sagte die Italienerin hastig.

»Ja, wie Jedermann hingeht, um den König zu sehen,« erwiederte der junge Cavalier, der sich vergessen hatte. Er las folgende Worte:

»Ich empfehle Ihnen meine Leonora und Concini, die in Geschäften nach Paris reisen. Sie können ihnen unbedingt trauen, denn es sind meine treuen Diener.

»Marie.«

»Was für eine Marie?« fragte der junge Mann.

»Betrachten Sie das allgemein bekannte Wappen.«

»Das Wappen der Medici.«

Die Italienerin hielt einen Finger auf den Mund.

»Sie stehen also im Dienste Mariens von Medici, der Nichte des regierenden Großherzogs von Toscana?«

Leonora setzte langsam ihre Antwort zusammen.

»Ich bin ihre Milchschwester,« sagte sie, »die Tochter ihrer Amme. Ich habe Concini geheirathet; wir sind arm und suchen unser Glück zu machen. Die Prinzessin, die auch nicht reich ist, weist uns an Herrn Zamet, der sich auf Gold wälzt, weil man, wie sie sagt, in Frankreich schnell sein Glück macht, wenn man gute Augen hat, um zu sehen, und schöne Augen, um gesehen zu werden.«

»Es ist gut,« sagte der junge Cavalier nachsinnend.

Er betrachtete die junge Italienerin, die ihm bereits den Brief entrissen hatte, um ihn wieder unter ihrem Kleide zu verstecken.

»Halten Sie uns noch für Meuchler?« fragte sie lachend.

»Nein, Signora.«

»Dann haben Sie die Güte, die Unholde draußen zu beschwichtigen. Aber vergessen Sie Ihr Versprechen nicht. Sie allein dürfen wissen, wer wir sind und was wir hier wollen.«

Der junge Cavalier trat aus der Thorschreiberhütte.

»Meine Herren,« sagte er zum Thorschreiber und zum

Postencommandanten, die er auf die Seite nahm, »diese Italiener sind Kaufleute, die aus Furcht vor Räubern ihr Geld nicht sehen lassen wollen. Sie heißen Leonora und Concini. Schreiben Sie sie in Ihr Register neben meinem Namen, der ihnen als Bürgschaft dienen mag. Ich heiße Esperance. Ich will Ihnen, wenn Sie es wünschen, den Brief des Herrn von Crillon als Unterpfand lassen.«

»Ich danke Ihnen,« sagte der Thorschreiber; »aber das Auge . . .«

Esperance erzählte die Eifersuchtscene von gestern, und alle Umstehenden lachten.

Die beiden Italiener, die nun mit dem Volke von Melun ausgesöhnt waren, empfingen sogar von dem Thorschreiber einen höflichen Gruß, der dem reichen Reisenden von keinem Thorschreiber der Welt versagt wird.

Der Italiener bestieg wieder seinen Klepper und die Italienerin ließ sich von Esperance, dem sie mit der Vertraulichkeit einer alten Bekannten in die Arme sank, auf ihr Maulthier heben. Der Anblick einer rothen Hose und eines hübschen Fußes ist freilich in mißlichen Verhältnissen ganz geeignet, schnell zur Vertraulichkeit zu führen.

Die Italienerin hatte über diesem Vorfall ihre Müdigkeit und Kälte vergessen. Man frühstückte in einem schönen Gasthofe und zwei Flaschen Glühwein zerstreuten vollends die düstere Wolke, die sich über dem Haupt der beiden Reisenden zusammengezogen hatte. Diese waren sehr erfreut, einen Dolmetscher gefunden zu haben, und bestürmten Esperance mit Fragen; aber er wurde schweigsamer, als die Fragen zu rasch auf einander folgten.

Die kleine Brünette, die in den schönen Cavalier ganz vernarrt war, hätte ihren Gemal leicht eifersüchtig machen

und zu Repressalien reizen können. Sie meinte, der Name Esperance — oder, wie Sie sagte: »Signore Speranza« — fließe ihr gar süß und lieblich von den Lippen; sie hätte lieber sagen sollen, er habe den Weg zu ihrem Herzen gefunden.

Concini theilte freilich diese Begeisterung nicht, aber er dankte in den verbindlichsten Ausdrücken für den wichtigen Dienst, den ihm Esperance erwiesen.

»Ich wäre von dem Pöbel zerrissen worden,« sagte er; »ich fühlte schon die Nägel und Zähne der Unholde . . . Es muß schrecklich seyn, so zu sterben! Tausend Dank dem Engel, den mir Gott geschickt hat!«

Er küßte ihm nach italienischer Sitte die Hände, während die nicht minder dankbare Leonora ihre Füßchen unter dem Tisch zwischen die bespornten Stiefel des Retters Speranza schob. Es ist in Frankreich freilich sehr kalt.

Der Retter, von unwillkürlicher Rührung ergriffen, stand auf, um den Dankbezeigungen ein Ende zu machen. Er äußerte den Wunsch, noch vor Einbruch der Nacht in Paris anzukommen, und sogleich war Leonora, die keine Ermüdung mehr fühlte, entschlossen, mit ihm abzureisen.

Man ließ die inzwischen gefütterten Pferde vorführen, hüllte sich in Mäntel ein, und die um eine Person vermehrte Karavane machte sich auf den Weg.

Leonora ließ aus Dankbarkeit keine Gelegenheit unbenützt, Knie oder Schulter des Retters zu berühren. Sie ließ ihn keine Secunde aus den Augen. Concini überließ sich philosophischen Betrachtungen und bewunderte die Landschaft.

Die Italienerin bestürmte Esperance mit Fragen über die französischen Sitten. Er antwortete mit der Höflichkeit

eines gebildeten Cavaliers. Als sie aber das Gespräch von der Aesthetik auf die Politik lenkte, wurde er kalt und zurückhaltend. Sie sprach vom Könige und er war unerschöpflich in Lobeserhebungen. Sie erkundigte sich nach der verlassenen Margarethe, der alten Gemalin Heinrichs IV. Esperance erzählte was er wußte. Sie sprach von der neuen Liebe des Königs zu Madame de Liancour und schien sehr begierig, zu erfahren, ob sich diese Dame einer hohen Gunst zu erfreuen habe. Esperance gab nur sehr kurze Antworten. Leonora wollte wissen, ob diese Liebe dauernd seyn werde.

»Ich weiß es nicht,« sagte der junge Cavalier.

»Sie muß wohl sehr schön seyn?« fragte die Italienerin, »man nennt sie ja die schöne Gabriele.«

»Ich kenne sie nicht,« erwiederte Esperance, das Gespräch abbrechend.

Nach tausend schlauen Wendungen und Kreuz- und Querfragen hatte Leonora über diesen Gegenstand, der ihr ganz besonders am Herzen zu liegen schien, gar nichts erfahren. Esperance wurde wieder freundlich und gesprächig, als die schlaue Italienerin ihm mit Blick und Wort schmeichelte. Als Concini endlich aus seinen Träumen erwachte und die beiden Andern etwas schärfer beobachtete, sprach man von den Thalern Zamet's.

So kamen die Reisenden gegen sieben Uhr Abends an die Barrière von Paris. Esperance erbot sich, seine Reisegefährten in die Rue de Lesdiguières, bis vor Zamet's Wohnung, zu begleiten.

»Sie würden vielleicht einen Umweg machen?« sagte Concini, der längst mit einiger Unruhe bemerkt hatte, da[illegible] Leonora und Esperance so nahe an einander ritten

»Keineswegs,« erwiederte der Franzose; »mein Ziel ist das Arsenal; es ist ganz in der Nähe.«

Er zeigte ihnen die Thür des reichen Juden; der Abschied war auf der einen Seite ungemein freundlich, auf der andern höflich, während Cocini den schweren Thürklopfer hob.

»A rivedere!« flüsterte Leonora, indem sie einen Finger auf den Mund legte.

II.

Wie Esperance ein eigenes Haus bekam.

Im Arsenal erfuhr Esperance, daß Crillon abwesend sey, um ein neues Truppencorps zu mustern; aber er hatte Befehl gegeben, für einen Fremden, der sich auf ihn berufen würde, ein Zimmer einzurichten.

Der junge Cavalier sah, daß ihn Crillon noch nicht vergessen hatte. Er trat in das alte gothische Gemach, in welchem ein helles Caminfeuer brannte. Sein Diener wärmte ihm das Bett und trug das Abendessen auf, das er sich selbst wohlschmecken ließ, nachdem sich der ermüdete Herr zu Bett gelegt hatte.

Esperance dachte nicht darüber nach, warum Crillon im Arsenal wohnte. Am andern Morgen hatte er sich kaum angekleidet, als der Chevalier erschien und ihn mit herzlicher Freude begrüßte.

»Da ist er ja wieder, der Undankbare, der verlorene […]ohn!« sagte der Held, indem er Esperance zum zweiten […]e in seine Arme schloß. »Sie scheinen sich von Allen,

denen Sie theuer sind, absichtlich entfernt zu halten! Sie entfernen sich unter dem Vorwande, eine kleine Reise von vierzehn Tagen machen zu wollen, Sie verlassen Paris mitten unter den Festlichkeiten und bleiben zehn Monate aus! Wahrhaftig, Freund, wir müssen glauben, Sie haben kein Herz und kein Gedächtniß; denn man hat Sie doch hier gut behandelt.«

Esperance, durch diesen herzlichen Empfang und die nur zu wahren Vorwürfe gerührt, versuchte anfangs mit Ausflüchten zu antworten. Er suchte seine wirklichen Gefühle zu bewältigen oder doch wenigstens zu verhehlen.

»Sie wissen ja,« erwiederte er, »wie es auf Reisen geht. Man nimmt sich vor, hundert Schritte zu machen, und macht tausend. Das Reisen hat einen eigenthümlichen Reiz, die Bäume scheinen Einem die Arme entgegenzustrecken und zu winken, so daß man immer weiter wandelt, ohne daß man es gewahr wird.«

»Diese Wanderlust habe ich bei Ihnen gar nicht geahnt; ich glaubte, Sie liebten die Bequemlichkeit.«

»Das ist wahr, aber sie ist mir überall willkommen, wo ich sie finde.«

»Sie haben sich also in der Fremde recht behaglich gefühlt? Aber Sie sind blässer, magerer als vor Ihrer Abreise.«

»Die Hitze . . .«

»Es friert ja, daß die Steine bersten.«

»In Frankreich, aber nicht wo ich gewesen bin.«

»Wo sind Sie denn gewesen? in China?«

»Wie, Herr Chevalier,« sagte Esperance erstaunt, »Sie wissen nicht wo ich gewesen bin?«

»Sie hören es ja.«

»Aber Sie haben mir doch geschrieben?«

»Allerdings, aber ohne zu wissen, wo mein Brief Sie antreffen würde. Sie haben ihn also richtig erhalten?«

»Das ist sonderbar!« sagte Esperance; »Sie haben mir geschrieben, ohne zu wissen wo ich war; Sie haben Ihren Brief nicht an mich abgeschickt, und ich habe ihn trotzdem erhalten!«

»So etwas widerfährt nur Ihnen, lieber Esperance,« sagte Crillon heiter. »Doch ich will Ihnen sagen, wie es zugegangen ist. Sie hatten von Pontis und von mir ganz unerwartet Abschied genommen, unter dem Vorwande, daß Sie eine Reise zu machen hätten. Vierzehn Tage nachher schrieben Sie mir, daß Sie weiter reisen würden, als anfangs Ihre Absicht gewesen. Vier Monate ließen Sie gar nichts von sich hören; das war abscheulich, denn Sie wissen doch, daß man Ihnen gut ist.«

»Entschuldigen Sie, ich hatte an Pontis geschrieben.«

»Warten Sie nur. Pontis war bei der Armee; er war nicht hier; man schlug sich bald hier bald da. Ihr Brief erwartete ihn zwei Monate hier in meinem Hause, das macht sechs Monate. Glücklicherweise schickte man ihn nach Avignon, wo ich mit meiner Familie war. Ich war schon im Begriffe, ihn an Pontis, der in Artois war, zu schicken, da erkannte ich die Schrift und erbrach das Siegel. Sie gaben nicht einmal Ihre Adresse an!«

»Deshalb wundert es mich,« sagte Esperance lächelnd, »daß Sie mir geantwortet und daß ich Ihren Brief erhalten habe. Aber Sie sind so gut und haben so viel Einfluß . . .«

»Gott bewahre! machen Sie mich nicht besser als ich bin.

Ich war erzürnt, und würde nicht geantwortet haben, wenn ich nicht im October diesen Brief hier erhalten hätte.«

Crillon öffnete eine Schatulle, die auf einem mit Waffen bedeckten Tische stand, und las:

»Herr Chevalier, es muß Alles aufgeboten werden, um Esperance kommen zu lassen. Er befindet sich in großer Gefahr. Schreiben Sie ihm, ich werde den Brief besorgen. Sie allein vermögen etwas über ihn, rufen Sie ihn nach Paris zurück; im December muß er hier seyn. Ich verlange es nur in seinem Interesse. Sie müssen ihn um jeden Preis bei sich behalten. Ich werde den Brief morgen in Ihrer Wohnung abholen lassen.«

»Von wem ist das Billet unterzeichnet?« fragte Esperance hastig.

»Es ist gar nicht unterzeichnet. Die Schrift ist schön, aber sie scheint von der zitternden Hand eines Greises zu seyn.«

»Und Sie schrieben mir . . .«

»Auf der Stelle; ich sah wohl ein, daß es zu Ihrem Besten war. Aber wo waren Sie denn in so großer Gefahr?«

»Ich war in Venedig,« sagte Esperance.

Crillon fuhr auf.

»In Venedig!« sagte er, während ihm das Blut in die Wangen stieg. »Mein Gott! Freund, was thaten Sie denn in Venedig?«

»Nun wenn man einmal reisen will, ist Venedig so gut wie jede andere Stadt ein Ziel.«

»Esperance, Sie behandeln mich nicht als Freund,« sagte Crillon, dessen Herz heftig pochte. »Sie sind nicht aufrichtig. Sie reisen ab, ohne zu sagen wohin, Sie bleiben aus, ohne etwas von sich hören zu lassen, Sie kommen ganz um-

gewandelt zurück; Sie waren der heiterste, blühendste, lebensfroheste junge Mann, den ich kenne, und kommen traurig und blaß zurück. Auf meine Fragen antworten Sie ausweichend, und als ich in Sie dringe, lügen Sie . . . ja Sie lügen! Nun gut, wir wollen die Sache ruhen lassen und von andern Dingen reden. Was kann Ihnen auch an Crillon's Freundschaft liegen? Crillon ist ja ein alter Brummbär, der nichts hat als seine Jugenderinnerungen . . .«

»O wie grausam, Herr Chevalier!« sagte Esperance. »Sie reißen mir die Geheimnisse mit Gewalt aus dem Herzen.«

»Und es thut wohl sehr weh.«

»Ach! ich glaube fast. Ich habe nie die Langweile gekannt, ich habe mich schrecklich gelangweilt . . .«

»In Venedig? die Stadt ist allerdings etwas eintönig.«

»O nein, ich habe mich in Venedig nicht gelangweilt,« erwiederte Esperance zögernd. »Ich bin unendlich glücklich gewesen.«

»Im Ganzen genommen,« sagte Crillon etwas bewegt, »ist es ein heiterer Aufenthalt für junge Leute.«

»Ich habe dort viel geweint,« fuhr Esperance lächelnd fort.

»Aber wie reimt sich das zusammen, junger Freund?« sagte der Chevalier erstaunt; »Sie sind unendlich glücklich gewesen und haben viel geweint!«

»Herr Chevalier, ich hatte nie geweint; aber es ist ein großer Genuß, den ich dort erst kennen lernte.«

»Worüber weinten Sie denn?«

»O! über viele Dinge.«

»Ueber die treulose Verneuil?«

»Nein, nein!« erwiederte Esperance mit Ungestüm.

»Ich habe gesehen, wie sie Ihnen nachgelaufen ist, um Sie in ihr Netz zu ziehen. Ich kenne Ihre Schwächen und dachte: Er hat sie noch nicht vergessen; aber er will sie vergessen und deshalb geht er auf Reisen.«

»Etwas Wahres ist daran,« sagte Esperance, dem diese Deutung sehr lieb war.

»Aber das ist keineswegs ein Grund, Thränen zu vergießen, Harnibieu! In Venedig ist ohnedies schon Wasser genug.«

»Herr Chevalier, ich habe Mademoiselle de Verneuil nicht beweint.«

»Wen denn?

»Ich bin des Lebens überdrüssig geworden, seitdem ich mich allein auf der Erde, in meiner Liebe, in meinen ersten Hoffnungen getäuscht sehe. Ja, Herr Chevalier, ich bin schon schwer geprüft worden. Womit soll ich mich tröſten, an welcher treuen Brust meine Zuflucht suchen? Gott kann kein Mitleid mit mir haben; ich bin zu jung, zu gesund, zu wohl. Man hat nicht das Recht, Gott mit Klagen zu bestürmen, wenn man zwanzig Jahre zählt und starke Muskeln hat. Sie sind mir zwar vom Herzen zugethan, aber ich wäre ein erbärmlicher Wicht, wenn ich diese elenden kleinen Dornen auf Ihre ruhmvolle Laufbahn streuen wollte. Pontis ist mir auch gut, aber er ist ein Tollkopf. Wissen Sie an wen ich gedacht habe?«

»Nein, ich errathe es nicht,« sagte Crillon.

»Ich habe an meine Mutter gedacht.«

Der Chevalier war wieder ganz betroffen und sah seinem jungen Freunde ganz verwundert in das ruhige, sanfte Auge.

»An Ihre Mutter!« erwiederte der würdige Krieger

erstaunt. »Wie sonderbar! sie ist ja längst aus dieser Welt geschieden.«

»Eben deshalb habe ich an sie gedacht.«

»Sie müssen einen besonderen Beweggrund gehabt haben.«

»Ich habe ihren Scheidebrief noch einmal gelesen. Ach! Herr Chevalier . . . ein Glücklicher hat vielleicht nicht Alles verstanden was in diesem Briefe stand; aber ein gebrochenes Herz muß es sogleich verstehen . . . und deshalb bin ich in Venedig gewesen.«

»Ich verstehe Sie noch nicht,« setzte Crillon hinzu. »Sie haben also irgend eine Nachricht erhalten, welche das Andenken an Ihre Mutter mit Venedig in Erinnernng bringt? Mich dünkt, daß Sie vor Ihrer Abreise nichts wußten, und der Brief, den Sie zeigten, erwähnt der Sache mit keinem Worte.«

»Mein Brief allerdings nicht,« erwiederte Esperance; »aber Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen einen andern von derselben Handschrift brachte.«

»Das ist wahr.«

»Und jenen Brief hielten Sie offen in der Hand, als ich die Ehre hatte, Sie in Ihrem Lager zu sehen.«

»Vielleicht haben Sie Recht; was schließen Sie daraus?«

»Ich warf zufällig einen Blick in den Brief, gewiß nicht aus Neugier, das schwöre ich Ihnen — und las die Worte: »Von Venedig, auf dem Sterbebette.«

Crillon stutzte.

»Und jene Worte,« fuhrEsperance fort, »habe ich seit-dem nie vergessen, denn sie waren von der Hand meiner Mut-

ter geschrieben, und das Sterbebett . . . war das Sterbebett meiner Mutter!«

Crillon schwieg.

»In Venedig,« setzte Esperance hinzu, »suchte ich den Ort aufzufinden, wo meine unglückliche Mutter verschieden war. Ich war ganz unbekannt; ich wollte Niemand fragen, eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu hielt mich zurück. Aber ich forschte im Stillen nach, ich spähte in Palästen, Kirchen und Klöstern, an stillen und düstern, wie an geräuschvollen und prächtigen Orten, in den Ruinen, wo der Epheu wuchert, wie in den Gärten, wo Jasmin und Rosen blühen. Ich betrachtete alle Steinplatten auf dem Marcusplatz, auf der Piazzetta, auf dem Quai degli Schiavoni, denn ich war überzeugt, daß jedes lebende Wesen in Venedig diese Orte betreten und daß folglich meine Mutter einst auf diesen Steinen wandelte. Wie oft fuhr ich, nachdem alles Geräusch verstummt war, in meiner Gondel durch die Lagunen und sah den Himmel an und die Paläste, die sich im Wasser spiegeln, und den ehernen Löwen, den meine Mutter auch angesehen hatte. Wie oft dachte ich, eine der benachbarten grünen Inseln müsse ein schöner Platz seyn für ein einsames Grab; und wo ich die trübe Lampe vor einem Madonnenbilde, wo ich die hohen Cypressen hinter den Trümmern einer Kirche sah, dachte ich: Jenes Licht wird vielleicht auf Kosten meiner Mutter unterhalten. Vielleicht schlummert sie unter jenen dunklen Bäumen! Dann flossen meine Thränen und ich fühlte tief, wie theuer mir die Mutter gewesen war. Es ist ja Bedürfniß, Jemand zu lieben!«

Crillon war aufgestanden und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

»Sie lachen mich doch nicht aus?« sagte Esperance.

Crillon zuckte die Achseln, ohne ihn anzusehen, ohne zu antworten.

»Es raucht hier im Zimmer,« sagte er, vor dem Camin stillstehend; »ich bin wahrhaftig ganz geblendet.«

Er riß das Fenster auf. Ohne Zweifel hatte der Rauch dem guten Chevalier die Augen geröthet.

Die frische, kalte Luft vertrieb schnell den Rauch — oder die Erinnerung.

»Mich dünkt,« sagte Crillon, »daß Sie jetzt genug geweint haben; Sie sind ja wieder da.«

»Ich bin wiedergekommen, weil Sie mich gerufen haben.«

»Ich habe Sie gerufen, weil ich durch den anonymen Brief dazu aufgefordert wurde. Aber Sie sagen ja gar nichts von den Gefahren, die Sie überstanden.«

»Ich habe keine Gefahren überstanden,« erwiederte Esperance, »und nur zwei Ursachen bewogen mich zur Abreise.«

»Mein Brief, nicht wahr? . . . Und die andere Ursache?«

»Die andere Ursache ist sehr prosaisch; ich hatte kein Geld mehr.«

Crillon lachte.

»Sie wurden vielleicht bestohlen?«

»Nein; ich erhielt meine Einkünfte nicht mehr.«

»Was! die musterhafte Pünktlichkeit, über welche Sie sich jeden Monat wunderten . . .«

»Hat ein Ende genommen. Seit drei Monaten habe ich nichts erhalten. Soll ich Ihnen sagen, was ich darüber denke? Mein Vermögen war ein Hirngespinnst; der Greis

mit dem Silberhaar wird todt seyn und man wird meine Rente einem Andern zugewiesen haben.«

»Das ist kaum glaublich.«

»Ich bin ruinirt, Herr Chevalier, in der Liebe wie in den Finanzen.«

»Es ist recht gut,« erwiederte Crillon, indem er ihm einen zärtlichen Schlag auf die Schulter gab, »wenn Sie kein Geld mehr haben, werden Sie bei mir bleiben. Doch was sage ich? Es wird Ihnen nie an Geld fehlen, Esperance, denn ich habe ja Geld.«

»Herr Chevalier . . .«

»Ich kann freilich nicht mit zwanzigtausend Thalern um mich werfen, wie der Greis mit dem Silberhaar; aber ich habe vor ihm den Vorzug, daß ich mehr halte, als ich versprochen habe. Fassen Sie daher Muth, reichen Sie mir die Hand und greifen Sie in meine Börse.«

Bei diesen Worten trat der brave Crillon vor seine Schatulle und wollte sie öffnen. Esperance hielt ihn zurück.

»Entschuldigen Sie mich,« sagte er, »und zürnen Sie mir nicht.«

»Warum sollte ich Ihnen denn zürnen?« erwiederte der Chevalier, indem er seine Pistolen auf die Seite schob.

»Weil ich Ihr großmüthiges Anerbieten nicht annehme,« sagte Esperance kalt.

Crillon, der inzwischen die Schatulle geöffnet hatte, ließ die Handvoll Thaler wieder los und sah sich mit finsterm Gesicht um.

»Sie gehen zu weit, junger Herr,« sagte er. »Was denken Sie denn von mir?«

»Sehen Sie wohl, daß Sie böse werden!«

»Ja wohl, ich werde böse. Sie weisen mein Anerbieten zurück?«

»Sie müssen es nicht übel deuten, Herr Chevalier. Ich bin weder ein ungeschliffener Mensch noch ein Einfaltspinsel. Ihre erste Handvoll Louisd'or werde ich annehmen.«

»Nun, mehr verlange ich ja nicht.«

»Aber die zweite nehme ich nicht an; ich werde mich nie entschließen, auf Kosten eines Mannes, der jedes Goldstück mit seinem Blut bezahlt, müßig zu leben.«

»Das macht Ihnen alle Ehre. Aber was wollen Sie denn anfangen? . . . Halt! da fällt mir etwas ein. Treten Sie in die Garde. Binnen sechs Monaten sind Sie Fähnrich, dafür bürge ich.«

»Sie wissen, daß ich kein Freund des Soldatenlebens bin; die Disciplin behagt mir nicht.«

»Ich will mit Rosny reden; wir wollen Ihnen eine Anstellung bei Hofe verschaffen.«

»Ich danke Ihnen; ich gehe nicht an den Hof.«

»Da haben Sie Unrecht. Der Hof ist galant; der König hat jetzt eine Geliebte, die einen sehr lustigen Ton anstimmt.«

Esperance erröthete.

»Es wird Bankette und Bälle in Hülle und Fülle geben,« fuhr Crillon fort.

»So lustig geht es bei Hofe her?« sagte Esperance traurig.

»Ja, nur zu lustig; es wird nicht lange dauern.«

»Warum nicht? wenn der König seiner neuen Geliebten den Willen läßt.«

»Er ist nicht der ganze Hof.«

»Die neue Maitresse mißfällt also gewissen Personen?«

»Ja, vielen Personen.«

»Sie soll doch sehr sanft und mildthätig seyn.«

»Das ist sie allerdings.«

»Warum ist sie denn nicht beliebt?«

»Lieber Freund, der König braucht eine Gemalin . . .«

»Er hat ja eine Gemalin.«

»Allerdings, aber man wünscht ihm eine andere, man wünscht ihm insbesondere Kinder, recht viele Kinder.«

»Er hat ja einen Sohn . . .«

»Einen Bastard! . . . damit ist ihm wenig geholfen.«

»Der gute König,« erwiederte Esperance, »war nach einer Art glücklich, und nun mischt man schon Wermuth in seinen Nektar.«

»Bah! an einem solchen wird es ihm nie fehlen. Nach der schönen Gabriele wird er eine Andere finden.«

»Er wird sich von ihr lossagen?«

»Man wird ihn von ihr trennen.«

»Aber die arme Verlassene?«

»Wird sich wieder vermälen und eine gute Ausstattung bekommen.«

»Sie ist ja schon vermält.«

»Ja wohl; aber der König hat sogleich die Scheidung veranlaßt; sie ist frei.«

»Unter welchem Vorwande?«

Crillon lachte.

»Der arme Liancour,« sagte er, »ist vom Tribunal für unfähig erklärt worden, sein edles Geschlecht fortzupflanzen.«

»Aber er soll ja aus seiner ersten Ehe eilf Kinder haben . . .«

»Eben deshalb, sagte der Richter, hat er keine Hoffnung auf Nachkommenschaft mehr.«

Esperance konnte sich trotz seiner trüben Stimmung eines Lächelns nicht erwehren.

»Es ist die Wahrheit,« sagte Crillon, »und man hat schon so viel darüber gelacht, daß ich kaum darüber lachen kann. Aber ich hoffe dadurch Ihre heitere Laune wieder herzustellen.«

»Die Sache ist allerdings sehr komisch,« stammelte Esperance, indem er krampfhaft die Fäuste ballte »aber trotz dieser komischen Situation sehe ich einen unglücklichen König und eine beklagenswerthe Frau . . .«

»O! der König weiß sich gar schnell zu trösten, und man sagt, er nähme schon seine Maßregeln.«

»Um Madame de Liancour zu entlassen?«

»Diesen Namen dürfen Sie ihr nicht mehr geben; seit der Geburt des kleinen Cäsar, der übrigens ein wunderhübscher Knabe ist, heißt sie Marquise von Monceaux. Ich sage nicht, daß der König die Absicht habe, sich von ihr loszusagen, er liebt sie zu zärtlich, aber er zerstreut sich zuweilen, bald hier bald dort . . . Die Marquise ist freilich sehr schön . . . schöner als je.«

»Herr Chevalier,« fiel ihm Esperance ins Wort, » was macht denn unser lieber Pontis? Hat er mich vergessen?«

»O nein. Aber seit IhrerAbreise treibt er's wieder wie früher. Er hat freilich alle Kriegszüge mitgemacht, und das ist eine Entschuldigung; denn im Heere des Königs gibt's nicht viel zu beißen und zu brechen, man hat nicht einmal immer Wasser zu trinken.«

»Wenn's nur nicht an Wein fehlt,« sagte Esperance.

»O! Pontis weiß immer welchen zu finden; in Artois

ist ihm die Kehle nie trocken geworden. Er wittert überall die Weinfässer. Sie würden fürwahr ein gutes Werk thun, wenn Sie in die Garde träten; Sie würden aus Pontis einen trefflichen Menschen machen. Er ist Ihnen gut und fürchtet Sie. Treten Sie in die Garde.«

»Ich bitte Sie, Herr Chevalier, lassen Sie ab,« erwiederte Esperance gelassen; »mein Entschluß steht fest. Alles was Sie mir erzählt, hat mich in Erstaunen gesetzt. Ich passe nicht für den Hof, ich finde keinen Gefallen mehr an der großen Welt, ich habe nur Einen Wunsch . . .«

»Ihre Thränenschleusen wieder aufzuziehen?

»O nein, damit ist's aus,« sagte Esperance heiter. »Ich will in fernen Ländern jagen. Ich erwarte nur Pontis. Wird er bald kommen?«

»Er kommt mit dem König, diesen Morgen um zehn Uhr, zur Taufe.«

»Gut. Ich will den Freund Pontis begrüßen und dann sogleich wieder abreisen.«

»Harnibieu! das wollen wir doch sehen!« eiferte der Chevalier. »Ich lasse mir gefallen, daß Sie mein Geld zurückweisen, daß Sie nicht in die Garde treten, keine Anstellung bei Hofe annehmen wollen; aber ich verbiete Ihnen, wieder in die Verbannung zu gehen!«

»Herr Chevalier . . .«

»Ja, ich verbiete es Ihnen!« wiederholte Crillon, indem er auf ein brennendes Holzscheit trat, daß die Funken sprühten. »Ich bin doch etwas, Harnibieu! und Ihre Mutter hat Sie mir hinterlassen.«

»Ich bin zu unglücklich, um . . .

»An meiner Seite können Sie so unglücklich seyn, wie es Ihnen beliebt. Als ich Ihre Bekanntschaft machte, waren

Sie kein Jeremias, und jetzt möchten Sie zu Wasser werden, wie eine Nymphe in Ovid's Verwandlungen . . . Daraus wird nichts, Freundchen; ich werde Ihre Nerven in eine andere Stimmung versetzen.«

»Bedenken Sie, was ich gelitten habe . . .«

»Sie haben einen Messerstich bekommen, ich will's nicht läugnen; ich habe deren mehr als sechzig erhalten, ohne die bleiernen Pillen und die Kartätschenkugeln; Sie haben drei Maß Blut verloren, ich habe ein ganzes Stückfaß Blut verloren, und bin lustig und guter Dinge, mordieu! Ich schlage allen Kopfhängern ein Schnippchen, und werde auf der Taufe des kleinen Cäsar tanzen, Harnibieu! Und Sie sollen auch tanzen . . .«

Esperance wurde schrecklich blaß. Zum Glück erschien sein Diener mit einem Brief.

»Von wem?« fragte der Chevalier.

»Von Jemand, der sich erkundigte, ob Esperance angekommen sey,« sagte der Diener.

Esperance nahm das Billet und erbrach es. Es fiel ein kleiner Schlüssel heraus.

»Ist das schon Ihre Einladung zum Ball?« fragte Crillon, als er das Erstaunen seines jungen Freundes bemerkte.

»Es ist noch auffallender, überraschender,« sagte Esperance.

»Ihnen begegnet doch immer etwas Neues, lieber Freund. Aber diese Ueberraschung ist doch wenigstens gut?«

»Urtheilen Sie selbst, Herr Chevalier.«

Crillon las laut:

»Gnädigster Herr . . .«

»Nur Einer nennt mich so,« unterbrach ihn Esperance, »der Greis, von welchem wir so eben sprachen.«

»Der alte Herr mit den zwanzigtausend Thalern Renten? Wir wollen doch sehen, was er schreibt:

»Gnädigster Herr, ich freue mich, daß Sie wieder hier sind, Paris ist doch der beste Aufenthalt für einen Mann wie Sie. Ich zweifle nicht, daß Sie das Haus, welches Sie in der Rue Cerisaie von den Ersparnissen der letzten drei Monate gekauft haben . . .«

»Wie! Sie haben ein Haus gekauft?« sagte Crillon höchst erstaunt.

»Es scheint so,« antwortete Esperance. »Aber lesen Sie weiter.«

». . . Daß Sie das Haus in der Rue Cerisaie bewohnen werden. Ich hoffe, daß die Einrichtung des Hauses Ihren Beifall finden wird.«

»Euer Gnaden werden den Kaufbrief und die Schlüssel in einer Schatulle auf dem Camin des Schlafzimmers finden.

»Ihr getreuer Diener

»Guiglielmo.«

Crillon ließ den Brief fallen und sah Esperance ganz bestürzt an.

»Das ist sehr stark,« sagte er. »Glauben Sie daran?«

»Ja wohl; warum nicht?« erwiederte Esperance, indem er den kleinen ciselirten Schlüssel zwischen den Fingern drehte.

»Sie haben Recht; warum sollten Sie nicht daran glauben? Die Rue Cerisaie ist nicht weit von hier . . . hinter der

Rue Lesdiguières, wo Zamet sein Hôtel hat . . . Sie kennen ihn doch, den italienischen Finanzmann?«

»Ja, ich kenne ihn,« sagte Esperance. »Haben Sie etwa Lust . . .«

»Ihr Haus zu sehen? Allerdings, ich bin sehr neugierig.«

»So kommen Sie, Herr Chevalier.«

»Meinen Hut und meinen Degen!« rief der Held mit einer Stentorstimme. »Kommen Sie, Freund!«

III.

Saus und Braus.

Die Rue Cerisaie, welche mit der Rue Saint-Antoine parallel lief, erstreckte sich von der Rue Petit-Musc zu einem Seitenthor des Arsenals und durchschnitt im rechten Winkel die kleine Straße Lesdiguières, in welcher sich Zamet, der reiche Banquier, ein für jene Zeit sehr prächtiges Hôtel hatte bauen lassen.

Dieser Stadttheil, der jetzt fast verschwunden ist, hatte im Jahre 1594 noch einige Ueberreste des früheren Glanzes. Es war noch nicht die schöne Zeit der erst zehn Jahre später erbauten Place-Royale, aber man erinnerte sich noch an das von Katharina von Medicis so lange bewohnte Palais Tournelles, und in den Straßen Saint-Paul, Saint-Antoine und in den Umgebungen der Bastille standen noch viele Hôtels des reichen Adels.

Es war daher ganz vernünftig, daß dieser Stadttheil von der vornehmen Welt sehr gesucht war. Die zahlreichen

Gärten waren groß und mit schönen Bäumen bepflanzt. Die Luft war gesund und man lebte mitten in der geräuschvollen Stadt ganz ruhig und ungestört, und die für jene Zeit ziemlich breiten, wohlerhaltenen Straßen waren sehr anlockend zu einer Zeit, wo die engen, winkeligen, ungepflasterten Straßen den Banditen eine Menge Schlupfwinkel darboten und der Fußgänger oft genöthigt war, auf einen Eckstein zu steigen, um Pferden und Maulthieren auszuweichen.

Esperance, der mit Crillon die Rue Cerisaie betrat, bemerkte an dem Ende, der dem Petit-Musc zunächst stand, nur zwei ziemlich unscheinbare, alte Häuser, die von den Besuchern keiner Beachtung werth gehalten wurden. Aber bald sahen sie am Ende einer schönen steinernen Mauer in einem geräumigen Hofe einen Palast im florentinischen Styl, dessen feine Sculpturen und herrliche Fenster mit kleinen Krystallscheiben von allen Vorübergehenden bewundert wurden.

Das Gebäude stand durch zwei Seitenpavillons mit den kunstvoll geschmiedeten Gittern der Straßen in Verbindung. Eine starke, schön geschnitzte und mit dicken, eisernen Nägeln befestigte Thür vertheidigte und schmückte den Eingang durch das Gitter. Es war ein zugleich sicherer und reizender Aufenthalt.

Crillon und Esperance blieben stehen wie andere Neugierige und sahen sich nach allen Seiten um, aber sie bemerkten sonst kein Haus in der Straße.

»Wenn sich der Alte mit den zwanzigtausend Thalern keinen Spaß gemacht hat,« sagte Crillon, »so muß dies Ihr Schloß seyn.«

Er wollte anklopfen, aber Esperance hielt ihn zurück.

»Herr Chevalier,« sagte er, »ich kann's nicht glauben. Das Haus, von welchem in dem Briefe die Rede ist, soll von meinen dreimonatlichen Ersparnissen, also für den Preis von sechstausend Thalern gekauft seyn; glauben Sie denn, man könne um diese Summe ein solches Haus haben?«

»Die Thür mit der Einfassung muß so viel gekostet haben,« erwiederte Crillon. »Kommen Sie nur, wir wollen hineingehen.«

»Erlauben Sie,« sagte Esperance, »daß wir die Leute fragen, die das Haus betrachten.«

»Sie haben Recht. Heda, Freund! können Sie mir sagen, wem dieses Haus gehört?«

»Das weiß man nicht,« antwortete der Bürgersmann, »obschon wir hier in der Nähe wohnen.«

»Es geht gut,« sagte Esperance leise zu Crillon, der ihn anstieß.

»Wie, man weiß es nicht?« fuhr der Chevalier fort; »ein solcher Palast ist ja eine Zierde dieser Straße und gewiß nicht von selbst entstanden.«

»O nein,« sagte ein anderer Bürgersmann mit einem pfiffigen Gesicht; »aber wenn man's auch wüßte, so könnte man's nicht sagen und das kommt auf's Gleiche hinaus.«

»Sagen Sie es nur, wenn Sie es wissen,« erwiederte Crillon; »ich bin ein Mann, der keinem Menschen etwas zu Leide thut.«

»Sie sehen wohl so aus, mein lieber Herr, und eine Vermuthung ist immer erlaubt, ohne daß man ein Majestätsverbrechen begeht.«

»Allerdings.«

»Was meint er mit seinem Majestätsverbrechen?« sagte Esperance leise.

»So hören Sie, meine Herren,« fuhr der Spießbürger fort; »man sagt, man behauptet — ich meine gar nichts, aber man versichert, daß dieses Haus . . .«

»Sie spannen mich auf die Folter, Freund.«

»Man versichert, daß dieses Haus auf Kosten des Königs erbaut sey.«

»O weh,« sagte Crillon, indem er Esperance ansah.

»Aber der König hat ja sein Louvre,« entgegnete Esperance.

»Aber nicht als Wohnung für seine Maitressen,« sagte der Bürgersmann; »hier hingegen, wenige Schritte von Herrn Zamet, seinem Freunde, seinem . . .«

»Ja wohl,« unterbrach ihn Crillon, »sein Freund Zamet wohnt in der Nähe. — Die Sache geht schlecht,« flüsterte er seinem Begleiter zu.

»Sie verstehen,« fuhr der Erzähler fort. »Der König begibt sich zu Herrn Zamet . . . und von da zu der Dame in diesem Palais. So ist der Schein gerettet.«

»Aber die Marquise von Monceaux wohnt neben dem Louvre,« entgegnete Crillon, »wenn sie nicht im Louvre selbst wohnt. Der König kann sie daher besuchen, ohne ihr in der Rue Cerisaie ein Schloß bauen zu lassen.«

»Ich meine auch nicht die schöne Gabriele,« erwiederte der Spießbürger mit einem pfiffigen Blick. »Unser guter König ist ein vert galant; er wäre im Stande, sich zehn solche Häuser bauen zu lassen und sie alle zu besetzen.«

»Diesem vorwitzigen Menschen sollte man die Ohren reiben,« sagte Crillon zu Esperance, dem dieses Gespräch höchst peinlich war.

*

Aber während dieses Gespräches, welches ungewöhnlich viele Menschen vor dem Hause versammelt hatte, kam ein großer, starker, wohlbewaffneter Mann, dem Anscheine nach ein Pförtner, aus dem Hofthor und schaute.

Er schien sehr erstaunt, als er Esperance erblickte und kam rasch auf ihn zu, um ihn ehrerbietig zu begrüßen.

»Was machen Sie?« fragte Esperance.

»Ich mache das Hofthor auf, damit Ew. Gnaden nicht zu warten brauchen, ehe Sie Ihr Haus betreten.«

Als die Umstehenden die Worte: »Euer Gnaden« und »Ihr Haus« hörten, zerstreuten sie sich ganz bestürzt, denn sie fürchteten, in Gegenwart des Herrn vom Hause zu viel gesagt zu haben.

Crillon und Esperance folgten dem Pförtner, der sie in den Hof führte und dann die Thür hinter ihnen schloß. Sie sahen einander erstaunt und unschlüssig an.

»Wer bin ich denn?« fragte Esperance den Pförtner.

»Monseigneur Esperance, unser Herr und Gebieter.«

»Ganz recht; aber woher kennt Ihr mich? Ich kenne Euch nicht.«

»Ich kenne Ew. Gnaden, weil Sie Ihrem Portrait so ähnlich sind.«

»Welchem Porträt?«

»Dem Porträt, das in Hochdero Schlafzimmer hängt.«

Esperance schlug zu wiederholten Malen ein Schnippchen, was bei ihm immer ein Vorbote des Zornes war.

»Ihr wollt mich doch nicht foppen?« sagte er.

Der lächelnde Pförtner ward auf einmal ganz bestürzt.

»Wie könnte mir das einfallen? warum denn? . . . weil ich sage, daß ich Ew. Gnaden erkenne? Sie werden se-

hen, daß Sie von allen Leuten im Hause auf den ersten Blick erkannt werden.«

Er zog eine Glocke und aus allen Ecken des Hauses kam eine Menge stattlicher, geputzter Diener.

Der Pförtner deutete auf Esperance.

»Der gnädige Herr!« riefen sie einstimmig und verneigten sich.

»Jetzt,« sagte Crillon, »ist nicht mehr daran zu zweifeln.«

»Man zeige mir das Porträt,« sagte Esperance.

Man führte ihn eine mit persischen Teppichen belegte Marmortreppe hinan, und er trat in ein prächtiges Zimmer, wo sein wohlgetroffenes Porträt in einem Rahmen von vergoldetem Laubwerk über dem Camin hing.

»Jetzt begreife ich,« sagte er, »daß alle diese Leute mich kennen.«

»Und ich auch,« setzte Crillon hinzu, indem er das Meisterwerk mit Bewunderung betrachtete.

»Aber ich begreife nicht,« sagte Esperance, »daß man mich ohne mein Wissen gemalt hat. Wo, wann, wie hat mich der Maler gesehen?«

Crillon trat näher, um den Namenszug des Künstlers zu sehen. Er las:

»Franz Porbus. — Venedig 1594.«

»Ha! jetzt entsinne ich mich,« sagte Esperance. »Eines Tages blieb ich einige Stunden, an einen Pfeiler gelehnt, in der Marcuskirche und überließ mich meinen Gedanken. Mir gegenüber zeichnete ein von den Zuschauern umgebener Maler. Ich glaubte, er zeichne die Taufcapelle... und hörte den berühmten Namen Porbus nennen.«

»Er zeichnete Ihr Porträt,« sagte Crillon. »Aber

während die Dienerschaft bescheiden vor der Thür wartet, vergessen Sie nicht, was der Brief sagt.«

»Was denn?«

»Wir sind in Ihrem Zimmer. Der Kaufbrief muß sich nebst Ihren Schlüsseln in einer Schatulle auf dem Camin befinden.«

Esperance trat lächelnd näher. Der kleine Schlüssel, der aus dem Billet gefallen war, öffnete die Schatulle. Die beiden Freunde fanden einige Documente, die ihn als Eigenthümer des Grundstückes und der Gebäude bezeichneten.

Unter den Pergamenten lagen mehre Schlüssel, deren jeder mit einem Zettel versehen war. Das Wort: »Geldkiste« fiel ihnen zuerst in die Augen.

»Es muß diese mit Eisen beschlagene Truhe seyn,« sagte Crillon.

»Ganz recht,« antwortete Esperance, der sogleich den Schlüssel versuchte.

In der Kiste lagen Säcke mit der Aufschrift: Zehntausend Thaler.«

»Harnibieu!« rief der Chevalier erstaunt, »wenn der König so viel Geld hätte!«

Esperance sagte kein Wort mehr. Er war sprachlos vor Erstaunen. Er verließ das Zimmer und ging mit dem Chevalier durch die Gallerien, durch die Bibliothek, die Säle, die Cabinete, wo Alles mit dem feinsten Geschmack und fürstlichem Luxus ausgestattet war.

Ein Kammerdiener führte die beiden Freunde im Hause umher. Nachdem man die inneren Gemächer sammt allem Silberzeug und Krystall in Augenschein genommen, begab man sich in den Stall, wo acht Pferde Heu und Hafer schmausten, ohne ihren künftigen Herrn, dessen Porträt man

ihnen vermuthlich nicht gezeigt hatte, eines Blickes zu würdigen. Unter einer nahen Remise prangte eine vergoldete, mit Sammt ausgeschlagene Kutsche. Dieser letzte Luxusartikel entlockte dem Chevalier einen Schrei.

»Eine Kutsche! und der König hat keine!« sagte er. Der Chevalier von Aumale besaß die einzige Kutsche, die sich in ganz Paris befand.

Es war für Alles gesorgt: die Rüstkammer war voll Waffen, der Keller voll Wein und in der Küche wurden schon die Vorbereitungen zur Tafel getroffen.

»Kommen Sie in den Garten,« sagte Crillon.

Der Winter hatte nur einen Theil des Gartens confiscirt. Lorbeerbäume, Pinien, Epheu und Rhododendron hatten den Schnee abgeschüttelt, um dem Herrn vom Hause ihr saftiges Laub zu zeigen. Ein langes Treibhaus — ein damals sehr kostspieliger Luxus — enthielt eine Allee von duftenden Citronen- und Orangenbäumen. Die Sonne warf ihre Strahlen auf die Kastanienbäume und die Eiszapfen glänzten wie Diamanten. Amseln hüpften auf den beschneiten Zweigen; der frisch gestreute Sand lud zum Spazirgange durch die Alleen ein. Kurz, der große Garten versprach im Frühjahre ein Paradies zu werden.

Die beiden Freunde gingen bis ans äußerste Ende des Gartens. Die hohe Mauer war an einer Stelle eingestürzt, und Arbeiter waren mit dem Ausbessern der Bresche beschäftigt. Als Esperance sein Erstaunen darüber zu erkennen gab, sagte der Gärtner:

»Gnädiger Herr, die Gartenmauer war seit langer Zeit baufällig, aber man besserte sie nicht aus, um den schönen Epheu nicht zu verletzen. Sie ist erst vor zwei Tagen eingestürzt. Um sie auszubessern, hätte man in den Garten des

Herrn Zamet gehen müssen. Herr Zamet ist abwesend, und seine Leute wollten die Arbeiter nicht einlassen. Er kommt aber heute mit Sr. Majestät und wird gewiß die Erlaubniß geben.«

»Ich werde die Erlaubniß schon erwirken,« sagte Crillon, »und morgen wird die Bresche ausgefüllt seyn. Eine Verbindung mit der Besitzung des Herrn Zamet ist auf keinen Fall gefährlich; er fürchtet die Diebe eben so wie wir.«

»Er soll sehr reich seyn,« erwiederte der Gärtner; »aber gewiß nicht so reich wie mein gnädiger Herr.«

»Das läßt sich hören,« sagte Esperance für sich; »der Mann mit den siebzehnhunderttausend Thalern wird durch mich in den Schatten gestellt!«

»Lieber Freund,« sagte Crillon, »Zamet hat vielleicht mehr Thaler; aber hier athmet Alles Jugendfrische, Liebe und Kunst. Zamet's Haus ist eine Geldkiste; das Ihrige ist ein Schmuckkästchen. Wenn Sie eine Schöne für sich gewinnen wollen, so zeigen Sie ihr dieses Haus; was man hier sieht, findet sich nie zusammen . . . Ja doch! ich habe vormals ein gewisses Zimmer gesehen . . .«

»Das schöner war als diese?« fragte Esperance.

Crillon antwortete mit einem vielsagenden Blick und mit einem stummen Lächeln.

Sie gingen eben an einem Seitenflügel des Erdgeschosses vorbei. Es war eine lange, hohe Gallerie, deren Fensterläden fest geschlossen waren. Esperance beachtete es kaum, denn sein Blick war schon übersättigt.

Ein Diener erschien und überreichte ihm einen neuen Schlüssel auf einem silbernen Teller.

»Was ist das?« fragte Esperance.

»Ew. Gnaden werden ohne Zweifel Ihr Studirzim-

mer besuchen wollen,« erwiederte der Diener, indem er auf eine mit Ebenholz ausgelegte Thür deutete.

»Wir haben diese Seite noch nicht gesehen,« sagte Crillon.

Der Diener verneigte sich und verschwand.

Esperance schloß die Thür auf. Ein köstlicher Aloeduft drang bis in die Vorhalle, wo die beiden Freunde standen. Esperance hob einen Thürvorhang und konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

Er sah einen großen Saal, dessen Wände mit Cedernholz bekleidet waren. Die Sessel waren von kunstvoll geschnitztem Eichenholz. An einem Luster von rosenfarbenem, blauem, gelbem und weißem Krystall brannten Wachskerzen von gleichen Farben. Der Fußboden war mit kostbaren Teppichen belegt. Die Tische waren von Ebenholz, mit elfenbeinernen Arabesken und an den Wänden prangten herrliche Gemälde von Giorgione, Bellini und Palma. Das Ganze bot einen wahrhaft feenhaften Anblick; Esperance war entzückt. Aber als er sich nach Crillon umsah, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der tapfere Held bleich und zitternd in einen Lehnstuhl sank und vor sich hinstarrte, als ob er jeden Augenblick erwartete, die Wand werde sich aufthun, um einer Geistererscheinung Bahn zu machen.

»Was fehlt Ihnen denn, Chevalier?« fragte er; »werden Sie durch die wundervolle »Diana im Bade« von Giorgione, oder durch die »Madonna« von Giovanni Bellini, oder durch die »Susanna« von Palma so aus der Fassung gebracht?«

Crillon antwortete nicht, er athmete kaum.

»Sie sagten, daß Sie ein schönes Zimmer gesehen; war es so schön wie dieses?«

Crillon stand auf und sah sich mit trunkenen Blicken um. Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner Brust.

»In dem Zimmer, das ich gesehen,« stammelte er, »war ein Platz, der nicht hier ist und sich auf der Erde nicht wiederfinden wird . . . Kommen Sie! kommen Sie!«

Er ging rasch auf die Thür zu. Dann kehrte er plötzlich um und schloß Esperance zärtlich in seine Arme.

»Adieu,« sagte er, »die Stunde ist verstrichen. Der König muß angekommen seyn. Er erwartet mich. Adieu.«

»Sie werden doch wiederkommen?«

»O ja, ich werde wieder kommen,« stammelte Crillon, der sich in unbeschreiblicher Aufregung entfernte, denn er hatte nicht ohne heftige Gemüthsbewegung die Meubles dieses Zimmers gesehen, die ihn an Venedig erinnerten.

Esperance, der nun allein war, warf sich auf die reichen Polster, drückte die Hand auf die Augen und fragte sich, ob Alles dies nicht ein Traum sey. Das Feuer knisterte im Camin, die Wachskerzen brannten langsam herab, und einige genußreiche Stunden, zugleich der Erinnerung und der Vergessenheit gewidmet, träufelten Balsam auf sein wundes Herz. Während er sich so in die Vergangenheit zurückversetzte, hörte er draußen in der Vorhalle eine laute, fröhliche Stimme, von Sporengeklirr begleitet. Die Stimme rief Esperance; sie forderte, wie lustiger Hörnerklang, zum Frohsinn und zum heitern Lebensgenuß auf.

»Ha, das ist Pontis!« rief Esperance und eilte zur Thür hinaus, um seinen Freund zu begrüßen.

Als Pontis ihn erblickte, warf er seinen Hut hoch in die Luft.

»Sambioux! bist Du denn ein Prinz geworden?« sagte

er. »Komm und laß Dich nach Herzenslust küssen und drücken.«

Esperance fühlte sich wie neugeboren, als er von den Armen des lustigen Gardisten umschlungen war, und die feurigen Augen des jungen Lebemannes verwandelten die fast erloschene Flamme seines Herzens schnell in loderndes Feuer.

»Wo kommst Du her?« fragte Esperance.

»Ueberall her.«

»Wieso?«

»Ja wohl, ich habe die Zimmer, die Corridors, den Pferdestall, den Garten, den Keller gesehen.«

»Was, Du bist schon . . .?«

»Der Chevalier Crillon hat mich nach der Ceremonie sogleich expedirt. Ich komme hier an, man antwortet mir, Du seyest mit Dir selbst beschäftigt und wollest ungestört Grillen fangen; ich mache daher einstweilen die Runde in deinem Schloß. Ich sehe . . . o Freund, dein Schloß ist ja fast schöner als das Louvre!«

»Sage: unser Schloß, denn Du sollst deinen Antheil daran haben.«

»Wirklich!«

»Du bist mir ein guter Freund gewesen und ich werde Dir ein noch besserer Freund seyn.«

»Soll ich deine Pferde haben?«

»Allerdings.«

»Und ein Zimmer?«

»Wähle nur.«

»Und einige von deinen Thalern?«

»Meine Casse steht zu deiner Verfügung.«

Pontis fiel seinem Freunde um den Hals.

»Du bist ein echter Cavalier,« sagte er; »der Himmel

hat sein Schooßkind sehr gut gewählt . . . Man bekommt hier doch etwas zu essen, nicht wahr?«

»Wir können uns zu Tische setzen, wenn Du willst.«

Der Haushofmeister erschien und meldete, daß die Tafel servirt sey.

»Komm, Pontis.«

»Sogleich, und Du mußt mir die schöne Reise erzählen, wo Du ein so brillantes Glück gemacht hast. Du hast eine Erbschaft gemacht, nicht wahr?«

»Ja, eine Erbschaft.«

»Ich dachte es wohl. Sambiour! die schöne Entragues wird sich ärgern, daß sie eine so glänzende Partie verloren hat.«

»Was ist aus ihr geworden?«

»Sie stellt ihre Leimruthen, um einen schönen Vogel zu fangen.«

»Vergebliche Mühe, nicht wahr?«

»Ei, wer weiß! . . . Das edle Federwild ist sehr vermessen. Du hättest nur sehen sollen, wie sie den König bei der Taufe ansah . . . es war scandalös.«

»Du bist bei der Taufe gewesen?«

»Ich stand vor dem Taufstein Wache. Der kleine Cäsar ist dick und rund wie eine Wachsfigur.«

Pontis ließ sich's wohl schmecken; dabei lachte und scherzte er immerfort.

»Erheitere mich,« sagte Esperance, »denn mein Herz ist krank.«

»Was? mit allen deinen Schätzen . . . und bei einem solchen Wein?«

»Ich trinke nicht und alle diese Schätze haben keinen Werth, wenn man sie allein genießt.«

»Wir sind ja unser Zwei und Du brauchst nur ein Wort zu sagen, wenn Du ein Kleeblatt voll machen willst. Theuerster, ich habe heute den ganzen Hof gesehen. Welche reizenden Damen, sie würden Dich zum Träumer, zum Schwärmer machen . . . und Du kannst sie alle heirathen, wenn Du willst.«

»Alle?«

»Nöthigenfalls kannst Du wählen . . . O! wie lustig geht es her! Saus und Braus ohne Ende. Und die Promenaden! . . . Apropos, Freund, Du hast famöse Pferde.«

»Wirklich?«

»Pferde sind die Puppen der großen Kinder; laß geschwind deine Pferde sehen! Ich an deiner Stelle würde nicht eine einzige von allen den lüsternen Evastöchtern frei athmen lassen, sie sollten täglich schaarenweise an meine Thür kommen und einander die Augen auskratzen. Von Zeit zu Zeit würde ich eine Gesellschaft von Männern einladen, um den Wein nicht verrauchen zu lassen; ich würde das Haus illuminiren, Bälle und Maskeraden geben. Sacrebleu, wenn ich an deiner Stelle wäre, Esperance, ich würde mein Haus so anziehend machen, daß die schöne Gabriele morgen den König von Frankreich verabschieden und in mein Feenschloß kommen sollte.«

Esperance stand erblassend auf.

»Schweig, Du Unhold,« sagte er mit bebender Stimme, »Du bist betrunken.«

Pontis ließ ganz bestürzt sein Glas fallen.

»Ja,« wiederholte Esperance, »Du hast zu viel getrunken, Pontis. Es ist deine schwache Seite, und wenn

der Kopf eingenommen ist, weiß man nicht mehr was man spricht. Es schickt sich nicht, daß ein Leibgardist von seinem königlichen Herrn und von Personen, die ihm theuer sind, so unehrerbietig spricht . . . Meine Dienerschaft könnte Dich hören.«

»Das ist wahr,« stammelte Pontis verlegen, »aber ich bin nicht betrunken.«

»So gib Dir auch nicht das Ansehen, als ob Du es wärest.«

»Um Dir zu beweisen, daß ich ganz nüchtern bin, will ich diese Flasche ausstechen.«

»Nein, ich bitte Dich; der Chevalier hat mich ersucht, Dich zu überwachen und Dich am Trinken zu hindern.«

»Nicht möglich!«

»Höre mich an und sey vernünftig. Du weißt, daß wir ein Geheimniß zu bewahren haben; Du weißt, daß dieses Geheimniß den Tod eines Menschen verursacht und auch mir beinahe das Leben gekostet hat.«

»Du meinst La Ramée,« erwiederte Pontis. »Was liegt an seinem Tode?«

»Es ist doch eine Seele, über die wir Gott Rechenschaft zu geben haben.«

»Er hatte keine Seele.«

»Scherz bei Seite. Es bleibt noch das Billet Henriettens; Du weißt, es ist die einzige Waffe, die mir gegen diese erbitterte Feindin noch zu Gebote steht. Seit zehn Monaten ist mir das Billet zur Last; so lange als Du im Felde warst, mochte ich es Dir nicht anvertrauen, denn Du konntest fallen, und man würde es bei Dir gefunden haben. Aber jetzt kannst Du es nehmen, denn sobald als Henriette

meine Ankunft erfährt, wird sie Alles aufbieten, ihren Brief stehlen zu lassen.«

»Gib her,« sagte Pontis, »ich werde nicht bestohlen.«

»Du siehst, ich habe den Brief in dieses kleine platte Etui gelegt; es ist bequem zu tragen und leicht zu verstecken, und der Brief ist so frisch darin geblieben, als ob er gestern geschrieben wäre.«

»Ein hübsches Kleinod, das nöthigenfalls die Degenstiche der reizenden Entragues abwehren wird. Das Etui ist auf meiner Brust sicher, darauf kannst Du Dich verlassen .... Um Dir zu beweisen, daß ich völlig bei Verstande bin, will ich Dir sagen, daß ich diesen Abend die Wache beziehe, und während Du hier vor diesem lustigen Caminfeuer bleibst, laß mich zum Posten führen.«

»Sehr gern.«

»Aber in großem Pomp, in deiner Kutsche, Sambiour, ich will in der Kutsche zum Louvre fahren. Wir wollen die Kutsche einweihen. Und Fackelträger mußt Du mir auch mitgeben.«

»Gut, wir wollen die Kutsche einweihen,« sagte Esperance, der in der lustigen Gesellschaft seine heitere Laune wieder bekam. »Auch die Fackelträger sollst Du haben.«

»Habt Ihr's gehört?« rief Pontis einem Diener zu. »Und morgen, Monseigneur, wollen wir ein Festprogramm entwerfen, über welches sich die Engel im Himmel freuen sollen.«

»Gut, das Festprogramm will ich Dir überlassen.«

Eine Viertelstunde nachher fuhr Pontis dem Louvre zu. Eine Kutsche war damals noch eine große Seltenheit, die von dem herbeiströmenden Volke laut bewundert wurde.

Esperance zog einen Pelz an und machte einen Spazirgang durch den Garten. Es war eine heitere, mondhelle Winternacht.

In demselben Augenblicke kam eine Sänfte durch die Rue Cerisaie und verschwand zwanzig Schritte von Esperance's Hause im Schatten der Mauer.

IV.

Das Stelldichein.

In dieser wegen der Kälte wohlverschlossenen Sänfte saßen nur zwei Frauen, deren eine, in Pelze gehüllt, von den Armen der andern umfaßt wurde. Sie begannen eben sich an dem einsamen Orte, wohin man sie gebracht hatte, umzusehen, als ein großer, schlanker Mann rasch herbeikam und ohne Zögern die Vorhänge der Sänfte aufzog. Er beobachtete dabei so wenig Höflichkeit und Schonung, daß die beiden Frauen einen leisen Schrei nicht unterdrücken konnten.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie?« fragte die eine etwas furchtsam.

»Frau Marquise, ich bin der Mann, welcher Ihnen die bewußte Nachricht gab und Sie dadurch bewog, hierher zu kommen. Ich nehme mir die Erlaubniß, hier zu erscheinen, um mein Werk zu vollenden. Was ich Ihnen schrieb, enthielt natürlich nur eine Andeutung und ist Ihnen vielleicht unverständlich geblieben.«

»Es ist wahr,« erwiederte die Dame, welche der Unbekannte Marquise genannt hatte, »ich habe es nicht recht verstanden . . .«

»Und sind doch gekommen.«

»Sie forderten mich in Ihrem Brief auf, mich in einer wichtigen, den König betreffenden Angelegenheit in die Rue Cerisaie zu begeben . . .«

»Ja, Madame, in Angelegenheiten des Königs, der die Marquise von Monceaux täuscht.«

»Und Sie versprachen es zu beweisen?«

»Das ist sehr leicht; Sie können sich mit Ihren eigenen Augen überzeugen.«

In der Sänfte hörte man einen Seufzer, von einer verzweifelten Geberde begleitet.

»Erklären Sie sich,« lispelte eine zitternde Stimme; »aber vor Allem sagen Sie mir, welchen Zweck haben Sie?«

»O, Madame, ich könnte sagen, daß ich nur in Ihrem Interesse handle. Aber ich lüge nicht: ich handle in meinem Interesse und da ich auch Ihnen diene, so dachte ich, Sie würden mir zu Hilfe kommen.«

»Was verstehen Sie unter Ihrem Interesse? Sie führen doch nichts gegen die geheiligte Person des Königs im Schilde? Ich sage Ihnen im Voraus, daß ich mich unter starker Bedeckung hierher begeben habe, und ich dürfte nur rufen . . .«

»Die Mühe hätten Sie sparen können, Madame. Ich werde nichts gegen das Leben des Königs unternehmen,« erwiederte der Unbekannte mit Bitterkeit; »ich habe nur Einen Zweck: ich will eine gewisse Dame, die ich liebe, gegen die Versuchung schützen, die Frau Marquise von Monceaux zu ersetzen.«

»Der König denkt also daran?«

»Sie werden sich sogleich davon überzeugen, Madame.

Der König hat nach der Taufe bei der Marquise soupirt, nicht wahr?«

»Oder vielmehr, er hat sich das Ansehen gegeben, als ob er bei ihr soupirte. Ich erinnere mich, daß er Speise und Trank nur mit den Lippen berührt hat.«

»Wahrscheinlich wollte er seinen Appetit für ein anderes Souper aufsparen.«

»Der König wollte sich gleich nach dem Abendessen zur Ruhe begeben, er sey müde, sagte er. Und als ich zu ihm wollte, wurde ich abgewiesen.«

»Se. Majestät hatte diesen Abend ein Stelldichein bei Herrn Zamet. Dort wird soupirt; dort wird man guten Appetit haben und die Ermüdung vergessen.«

»Bei Zamet! . . .«

»Richten Sie sich in Ihrer Sänfte auf, Madame, und Sie werden hinter den Bäumen die erleuchteten Fenster des Hôtels in der Rue Lesdiguières sehen; Sie können sogar die Flöten und Geigen des Concerts hören.«

»Und der König würde dahin kommen! . . .«

»Der König ist so eben angekommen, Madame. Er ist maskirt, in Begleitung eines einzigen Cavaliers erschienen; aber ich habe ihn eben so gut erkannt, wie ich die Dame, welche die Ursache seines Erscheinens ist, unter ihrer Maske erkannt habe.«

»Wie heißt sie?«

»Entschuldigen Sie, Madame, das ist mein Geheimniß,« sagte der Unbekannte ziemlich grob. »Die Marquise von Monceaux möge den König fortan fesseln, es ist mein Wunsch, aber ich will nicht, daß sie jene Dame ins Verderben stürze.«

»Ach! man würde schonender gegen die Marquise verfahren, wenn sie sich besser zu vertheidigen wüßte, wenn sie

hassen und sich rächen könnte. Aber da Sie die Mitschuldige des Königs nicht nennen wollen, so lassen wir die Sache ruhen . . . Inzwischen ist der König auf dem Ball mit der Dame, die Sie von ihm zu entfernen suchen. Sie haben einen sonderbaren Plan, mein Herr. Es wäre einfacher gewesen, der Dame den Besuch des Ballfestes unmöglich zu machen.«

»Ich bin zu spät gekommen, Madame. Aber das Fest soll gestört werden, dafür bürge ich Ihnen.«

»Wieso?« fragte die junge Dame besorgt; »es wird doch dem König nichts geschehen?«

»Dem König wird nur die Unannehmlichkeit widerfahren, beim Stelldichein überrascht zu werden. Er wird die Flucht nehmen, damit Sie nichts davon erfahren. Sie können ihn dann herauskommen sehen und sich von seiner Untreue überzeugen.«

»Dann muß ich mich vor das Hôtel Zamet begeben . . .«

»In die Rue Lesdiguières? vor das große Hausthor, das jetzt von Pferden und Dienern und Neugierigen belagert ist? Nein, Madame, Sie könnten dort leicht erkannt werden . . . und überdies wird der König auch nicht aus dem großen Hausthor kommen.«

»Warum nicht?«

»Weil noch zwei andere Ausgänge da sind; erstens eine Seitenthür, an die ich mich stellen werde, damit die bewußte Dame nicht entschlüpft und den König irgendwo antrifft.«

»Wo ist der dritte Ausgang?«

»Hier, Madame; die Thür jenes schönen neuen Hauses, dessen Bestimmung Sie vielleicht nicht kennen.«

»Nein . . . welche Bestimmung hat es denn?«

»Wie das Gerücht sagt, hat es der König bauen lassen, um seine galanten Abenteuer geheim zu halten.«

»Mein Gott!«

»Der Eigenthümer dieses prächtigen Palastes ist bis jetzt noch unbekannt geblieben.«

»Ich verstehe; die Nachbarschaft des Hôtel Zamet ist der Vorwand.«

»Ja wohl; und aus dem Hôtel Zamet kommt man durch irgend einen geheimen Ausgang in das neue Haus. Der König wird hier herauskommen. Aber Sie werden die Thür im Auge behalten und alle herauskommenden Personen leicht erkennen, wenn sie auch maskirt sind.«

»Ja wohl!«

»Jetzt ist Ihnen der Versteck bekannt; fordern Sie die Marquise von Monceaux auf, ein wachsames Auge zu haben.«

»Ich werde den König hindern, sich um eines zweifelhaften Vortheils willen in große Gefahr zu begeben.«

»O es ist gar kein Vortheil dabei zu erwarten,« sagte der Unbekannte mit einem Ingrimm, der für die fragliche Dame sehr beleidigend war; »denn der König betrügt eine schöne, herzensgute Geliebte um einer . . . Leben Sie wohl, Madame; haben Sie ein wachsames Auge, ich gehe wieder auf meinen Posten.«

»Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, mein Herr . . .«

»Was ich thue, ist nicht der Rede werth,« erwiederte der Unbekannte mit bitterer Ironie, »denn ich zerreiße Ihnen das Herz; das meinige ist schon zerrissen. Aber wenn Sie eifersüchtig sind, so können Sie mit langen Zügen das entsetzliche Glück genießen, eine geliebte Person bei einer Treulosigkeit zu ertappen . . . Adieu, Madame.«

Der sonderbare Mann eilte schnell wie ein verfolgter Hirsch davon und verschwand hinter der Straßenecke.

»Fassen Sie Muth, Madame,« flüsterte die Andere, indem sie die zitternde Marquise an ihr Herz drückte.

»Mein ganzes Leben ist verloren,« antwortete die Marquise. »Aber ich will Muth fassen, Gratienne . . . Mich dünkt, daß dieser Ort nicht gut gewählt ist; wir sehen nur von der Seite in die Straße. Meine Augen sind von der Kälte getrübt.«

»Und von Thränen, theuerste Gebieterin.«

»Kurz, ich sehe nicht deutlich. Wir müssen uns nähern.«

»Und wenn uns der König bemerkte! Er würde Ihnen nie verzeihen, wenn er wüßte, daß Sie ihm auflauern. Es würde großes Aufsehen machen . . . und wie würden Ihre Feinde frohlocken!«

»Es ist wahr, ich habe Feinde, und überdies darf der König nicht merken, daß ich eifersüchtig bin . . . Diese Befriedigung muß ich allein haben,« setzte die arme Marquise wehmüthig lächelnd hinzu; »ich muß sehen, ohne gesehen zu werden. Was soll ich thun?«

»Wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Rath zu geben?«

»Ja, Gratienne.«

»Begeben Sie sich nach Hause, Madame, gehen Sie zu Bett, beruhigen Sie sich; ich werde Ihnen gewissenhaft sagen, ob ich den König gesehen habe oder nicht.«

»Nein, Gratienne, ich würde Dir nicht glauben, weil ich dein Herz kenne. Ich weiß im voraus die Antwort, die Du mir bringen würdest, um mich nicht zu betrüben.«

»Ich verspreche Ihnen . . .«

»Nein, sage ich Dir, ich will mit meinen eigenen Augen sehen! Dieses entsetzliche Glück, wie der unbekannte Mann sagte, will ich bis auf den letzten Tropfen trinken!«

»Nun, dann muß ich ein anderes Mittel ersinnen. Sie sind kaum genesen und dürfen nicht lange in der Kälte bleiben. Wer weiß wie lange Sie warten müssen!«

»Wenn's seyn muß, warte ich bis zum Tode!«

»Mein Gott! welch ein Wort! Lassen Sie mich aussteigen; ich sehe im Pavillon Licht. Lassen Sie mich hinaus . . . ich habe das Mittel gefunden.«

Sie sprang behende aus der Sänfte und eilte an das nur angelehnte Hofthor, denn der Pförtner erwartete die Rückkehr des Wagens. Sie schlüpfte wie ein Wiesel durch die schmale Oeffnung. Einige Minuten nachher kam sie zurück.

»Kommen Sie, Madame,« sagte sie, »es ist Alles vorbereitet.«

»Was denn?«

»Ich habe mit dem Pförtner dieses Hauses gesprochen und ihm eine Dame gemeldet, die der Schrecken vor Dieben halb ohnmächtig gemacht; sie wünsche sich am Caminfeuer zu erholen, aber ohne gesehen zu werden.«

»Aber . . .«

»Aber am Feuer können Sie alle Leute aus- oder eingehen sehen, denn das Hofthor stößt an den Pavillon des Pförtners.«

»Gut, es sey!« sagte die Marquise, die nun ebenfalls die Sänfte verließ und ins Haus ging. »Er wird mich vielleicht sehen, aber ich werde ihn auch sehen!«

* * *

Der Unbekannte hatte die Wahrheit gesagt. Der König hatte wirklich in der Stille das Louvre verlassen, um sich in das Hôtel Zamet zu begeben.

Heinrich fühlte eine gewisse Bangigkeit, wie ein Missethäter. Sein Abenteuer setzte ihn in Verlegenheit. Er war der zärtlichste, aber zugleich der wankelmüthigste Liebhaber, und so vernichtete er, ohne es zu wollen, die großen Freuden, an denen sein Leben so reich war. Es bot sich ihm etwas Neues: schwarze Augen nach den blauen; ein dämonischer Geist nach einer Engelsseele; er glaubte jeder Gefahr zu entgehen, wenn er nur seinen Kopf mitnahm und sein Herz zu Hause ließ.

»Ueberdies,« sagte er zu sich, »ist es nur eine flüchtige Stunde — ein heiterer Refrain zwischen zwei tändelnden Küssen, und mit den Wachskerzen im Hôtel Zamet wird auch diese rasch aufflackernde Leidenschaft erlöschen. Ein köstlicher Mensch, dieser Zamet! er ist stets darauf bedacht, seinen Fürsten zu zerstreuen . . . Er ist noch reicher an genialen Ideen als an Thalern, er macht mir das Regieren zur angenehmen Unterhaltung. Jedermann glaubt, ich sey im Bett und schlafe; dieser Zamet verschafft mir einen hübschen Zeitvertreib und ein pikantes Abenteuer . . . Morgen Früh, wenn ich im Louvre erwache, wird mir dieses Abenteuer wie ein schöner Traum vorkommen . . . Und wie zärtlich werde ich dann meine süße Gabriele lieben! . . .«

In dieser Stimmung trat Heinrich IV. in die Seitenthür, wo ihn Zamet erwartete.«

»Sie ist da,« flüsterte ihm der Italiener zu; »sie ist allein gekommen.«

Der Florentiner Zamet gab einen Ball. Die gewählten und nicht sehr zahlreichen Tänzer versuchten im großen Saale

die neuesten Tänze. Einige Spieler saßen in einer Ecke. Die meisten Gesichter waren maskirt. Als der ebenfalls maskirte König eintrat, fand nicht die mindeste Störung statt, denn Niemand ahnte seine Anwesenheit.

Heinrich IV. war kein leidenschaftlicher Tänzer. Er spielte nur, um zu gewinnen. Diese beiden Unterhaltungen waren nicht nach seinem Geschmack, und er fing bald an sich zu langweilen. Zamet, der es bemerkte, war sogleich auf einen dritten Zeitvertreib bedacht.

Eine maskirte Dame, in den feinen Faltenwurf eines orientalischen Schleiers gehüllt, saß an einer Seite des Saales, gegenüber dem Könige, der bereits ihren schönen, üppigen Wuchs, ihre runden Schultern, ihren blendend weißen Hals bewunderte. Zamet, der wie zufällig durch den Saal ging, gab der Dame einen kaum bemerkbaren Wink, um ihr den König zu zeigen. Sie stand langsam und mit anmuthiger Haltung auf; ihre Augen warfen Flammenblicke durch die Löcher der Maske; unter ihrem Gewande kam ein zarter Sylphidenfuß zum Vorschein.

Sie ging auf den König zu, sah ihn scharf an, und sagte: »Wenn ich nicht irre, so sehe ich hier einen Cavalier, der sich langweilt.«

»Das ist wahr,« erwiederte Heinrich, »aber ich fühle, daß die Langeweile in Ihrer Nähe verschwindet.«

»Einen Cavalier,« fuhr die Unbekannte mit einiger Ironie fort, »der vermuthlich des Vollkommenen überdrüssig ist.«

»Ach! gibt es denn etwas Vollkommenes?« sagte Heinrich.

»Dies ist keine Antwort.«

»Sie könnten indeß die Frage besser als irgend Jemand entscheiden.«

»Ich habe nur Ein Verdienst: einen ernsten Willen. Wenn ich den Arm eines Cavaliers nehme, so halte ich ihn fest; wenn ich seinen Geist feßle, so lasse ich ihn nicht mehr los.«

»Aber sein Herz?«

»Davon wollen wir schweigen. Man nimmt einen Arm, fesselt einen Geist, aber das Herz . . . wo ist es?«

»Das Herz,« sagte Heinrich, indem er seinen glühenden Blick senkte, »muß unter diesen goldgestickten Bandschleifen seyn, die ich an Ihrer linken Seite zittern sehe; die Atlasschleifen beben, folglich muß etwas darunter pochen. Wir wollen es das Herz nennen.«

Die Unbekannte, durch diesen stürmischen Angriff in Verlegenheit gesetzt, senkte ihr reizendes Köpfchen und die Bandschleifen bewegten sich stärker als zuvor.

»Sie haben mich herausgefordert,« fuhr der König fort. »Nehmen Sie meinen Arm, und ich leihe Ihnen willig mein Ohr.«

»Gut, ich nehme Ihren Arm,« sagte die Unbekannte frohlockend. »Und um ungestört plaudern zu können, wäre es vielleicht besser, diesen Saal zu verlassen und in die anstoßende Blumengallerie zu treten. Ich glaube, daß ich meinem Cavalier viel zu sagen habe, was ihn interessiren wird.«

»Ich wünsche, daß Sie die Wahrheit sagen.«

Sie gingen in die Gallerie, die fast leer war.

»Aber,« sagte die Unbekannte mit einem Blick, der den König elektrisirte, »aber wie habe ich meinen unbekannten Cavalier anzureden? Soll ich ihn Monsieur nennen? . . . er würde mich auslachen.«

»Nein, ich würde nicht lachen.«

»Nenne ich ihn Sire, so kann ich nicht mehr aufrichtig seyn.«

»Sie haben mich erkannt,« sagte der König. »Gut, es sey. Ich kenne Sie auch. Wir wollen daher alle Förmlichkeiten und zugleich alle Ränke und Intriguen weglassen. Unter der Maske, Mademoiselle, ist man sich die Wahrheit schuldig.«

»Ich sollte Ihnen zu Füßen fallen, Sire, um für diese Huld zu danken.«

»Wenn wir ganz allein wären, Mademoiselle, so würde ich Ihnen zu Füßen fallen; aber statt zu danken, würde ich bitten.«

»Sire, vor Allem erlauben Sie mir eine Frage: warum hassen Sie mich? Man muß mich bei Ew. Majestät verleumdet haben.«

»Nein,« sagte der König verlegen, »ich versichere . . .«

»O! Sie hassen mich. Sie wandten absichtlich den Blick von mir ab. Diese feindselige Härte würde noch fortdauern, wenn nicht Jemand, dem ich meinen Kummer mitgetheilt, wenn nicht Herr Zamet Euer Majestät gesagt hätte, daß ich mich über Ihren ungerechten Groll zu Tode gräme.«

»Mademoiselle, so viel Schönheit und Anmuth hätte ich bemerken sollen . . .«

»O nein, das nicht,« fiel ihm die maskirte Dame ins Wort, »meine tiefe Ehrerbietung, meinen sehnlichsten Wunsch, Ihr Wohlwollen zu verdienen, hätten Sie bemerken sollen... Aber Ew. Majestät haben mir jede Gelegenheit verweigert, mich Ihnen zu nähern . . .«

»Wenn das der Fall wäre,« erwiederte Heinrich, indem er diese delicate Frage geschickt umging, »so würde ich gar

keine Verzeihung verdienen. Aber es ist nicht so. Das Haus Entragues hat es immer mit der Ligue gehalten, und Sie wissen, daß es jetzt keine Ligue mehr gibt, nicht einmal in meiner Erinnerung.«

»O! Sire, ich erbitte mir weit mehr als Verzeihung: Sie sind Ihren Getreuen — Liebe schuldig!«

»Wirklich!« erwiederte der König, der sich durch dieses immer traulicher werdende Gespräch unwiderstehlich gefesselt fühlte, »ich soll Sie für meine Freundin halten? Sie dachten wirklich an den König Heinrich?«

»Er war der einzige Gegenstand meiner Gedanken, meiner Träume! Und heute ist der schönste Tag meines Lebens, denn ich habe mein Herz geöffnet . . . Um hieher zu kommen, habe ich die größten Gefahren bestanden . . . Jetzt möge eine schmerzliche Trennung, selbst Verbannung . . .«

»Wie! ich sollte Sie verbannen?«

»Wenn nicht Ew. Majestät, doch meine Feinde . . . Möge immerhin ewiges Exil mein Loos seyn, so nehme ich doch eine Erinnerung mit, welche alle meine Stunden verschönern wird.«

»O nein. diesen reichen Geist, diese himmlischen Augen, dieses zärtliche Herz werde ich nie in die Verbannung schicken.«

»Ich habe also ein Herz? . . . Ja, es ist wahr, Sire, ich fühle es jetzt zum ersten Male.«

Sie lehnte sich auf Heinrichs Arm und ihre Augen blitzten aus der Maske. Der Duft dieser blendenden Schönheit begann ihn zu berauschen. Er hatte, ohne es zu bemerken, die Gallerie betreten, um ungestört plaudern zu können.

Plötzlich eilte Zamet herbei und rief erschrocken:

»Herr d'Entragues!«

»Mein Vater!« lispelte die Schöne erstaunt, aber statt zu fliehen, schmiegte sie sich an den König.

Aber Heinrich machte sich los. »Was will er hier?« fragte er.

»Er fragt nach seiner Tochter . . . er behauptet, sie sey hier . . . er wird zornig.«

»Ich bin verrathen!« sagte Henriette; »aber der König ist da, um mich zu vertheidigen.«

»Ich . . .« stammelte Heinrich mit einer plötzlichen Anwandlung von Schrecken.

»Der König ist der Gebieter,« setzte die anmaßende Schöne hinzu, »seine Anwesenheit ist genug, um mich zu schützen.«

»Der König greift nie in die Rechte der Familienväter ein,« erwiederte Heinrich. »Mademoiselle, verbergen Sie sich wenigstens, um den ersten Ausbruch des Zornes zu vermeiden.«

Henriette ließ ihn nicht los; sie schien den Sturm herbeibeschwören zu wollen.

»Diese Leute scheinen Aufsehen machen zu wollen,« flüsterte Heinrich dem Florentiner zu; »sagen Sie, wohin ich mich flüchten kann.«

»Sire,« sagte Henriette, die ihre Beute entwischen sah, »geben Sie mich nicht dem Zorne meines Vaters preis!«

»Mademoiselle, vor den Spaniern würde man bleiben, aber vor einem Vater räumt man das Feld . . . Adieu.«

»Durch den Garten, Sire,« sagte Zamet vorangehend. Heinrich verschwand.

Unterdessen hörte man die Stimme des Herrn d'Entra-

gues im Vorsaal; aber Zamet stampfte auf den Fußboden, und sogleich kam eine Scheidewand hervor, welche auf einmal die Gallerie von dem Saale trennte. Lichter, Musik, Tänzer, Spiele, alles verschwand und erlosch wie durch einen Zauberschlag. Henriette blieb allein im Halbdunkel; sie sank tief beschämt und gedemüthigt auf eine Bank.

»Ich habe mich vergebens ins Verderben gestürzt,« sagte sie, ihre Maske abnehmend, »und ich kann nicht sagen was mich hierherführt.«

Zamet gab keine Antwort; er öffnete eine Thür in der Tapetenwand und zeigte dem Fräulein von Entragues ein blasses, schwarzäugiges, junges Weib, dem er einige Worte in italienischer Sprache sagte. Die Italienerin setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, an Henriettens Seite.

Gleich darauf erschien der Vater Entragues mit drohender, zürnender Miene. Er blieb in der Thür stehen, bemerkte seine Tochter, und als er bei ihr nicht fand was er erwartet hatte, drückte sein Gesicht die naivste Enttäuschung aus. Schon that sich sein Mund auf, um zu rufen: »Wo ist der König?« aber sein unedler Ehrgeiz hatte noch nicht alle Vernunft und alles Schamgefühl bei ihm verdrängt; er kreuzte mit tragischer Haltung die Arme auf der Brust und fragte mit feierlichem Tone:

»Was machen Sie hier, Mademoiselle, während man Sie bei Ihrer Mutter sucht?«

Sie antwortete nicht.

»Ich sehe wohl,« setzte er hinzu, »daß ich Herrn Zamet zur Rede stellen muß.«

»Mein Herr,« erwiederte der Florentiner, »ich bin sechzig Jahre alt und kann Ihnen daher keinen Anlaß zum

Argwohn geben. Fragen Sie mich im Ernst, warum Mademoiselle hierhergekommen ist?«

»Ich sehe mich dazu genöthigt,« stammelte d'Entragues.

»Nun, dann antworte ich, daß mir die Anwesenheit dieser jungen Dame ganz unbekannt war. Meine Gäste sind maskirt gekommen, und Mademoiselle befand sich nicht unter den eingeladenen Personen; ich würde sie nicht erkannt haben, wenn sie ihre Maske nicht abgenommen hätte.«

»In welcher Absicht ist sie hiehergekommen?«

»Fragen Sie sie selbst. Doch es ist eine überflüssige Mühe, da Sie Leonora bei ihr sehen.«

»Wer ist diese Leonora?«

»Die berühmte Italienerin, welche allen Hofdamen die Zukunft prophezeit.«

Leonora breitete gelassen die Karten auf dem Tische aus und schien mit ihren frechen Augen Henriettens bleiche Züge wieder zu beleben. Diese benutzte den Vorwand. Sie war gerettet.

»Es ist wahr,« stammelte sie, »ich wollte mir die Karten legen lassen.«

Auch d'Entragues begnügte sich mit dem Vorwande. Er würde mit Wenigerem zufrieden gewesen seyn.

»Das lasse ich gelten,« sagte er, indem er sich mit einem unterdrückten Seufzer umsah; »aber um eine harmlose Laune zu befriedigen, hättest Du kein Bedenken tragen sollen, deinen Vater zu benachrichtigen. Ich würde Dir das Horoskop nicht verweigert haben.«

»Es wäre auch Schade gewesen,« sagte Zamet, indem er dem willfährigen Cavalier die von der schlauen Italienerin

aufgelegten Karten zeigte; »denn es zeigt für Mademoiselle ein außerordentliches Glück.«

»Was für ein Glück?«

»Dieser Herr fragt, was für ein Glück seiner Tochter bevorstehe,« sagte Zamet zu Leonora.

»Krone!« sagte die Galigai gelassen wie eine Sibylle auf ihrem Dreifuß.

Sobald sie dieses Zauberwort gesprochen, entfernte sie sich durch die geheime Thür. D'Entragues ging mit seiner Tochter fort und sagte leise zu ihr:

»Du wirst wenigstens gestehen, daß der König hierher gekommen ist und mit Dir gesprochen hat.«

»Bah!« erwiederte Henriette mit Ingrimm und wilder Ironie, »vielleicht war der König im Begriff, mir die Krone aufzusetzen; aber die Familienmoral ist dazwischengefahren und die Krone ist auf die Erde gefallen.«

»Ich werde Dir erklären, wie ich gezwungen wurde, diese Störung zu machen,« sagte der Höfling mit tiefem Bedauern.

Sie verschwanden.

Unterdessen suchte Zamet den König auf, der seiner Meinung nach noch im Garten wartete, um sich die kleine Thür öffnen zu lassen. Aber draußen vor dieser Thür wartete ein Mann, dessen Anwesenheit dem Florentiner einen Schrecken einjagte. Zamet eilte wieder ins Haus, um seine Dienerschaft zu fragen und Heinrich IV. aufzusuchen.

Der König, durch die Furcht vor einem öffentlichen Aergerniß eingeschüchtert und über den Verlust seiner Eroberung schnell getröstet, hatte in raschem Lauf die dunkelste Allee des Gartens erreicht. Er befand sich vor einer eingestürzten Mauer, deren Bresche einen bequemen Ausgang

darbot. Er stieg über die Maueröffnung und lief noch weiter. Er befand sich, ohne es zu wissen, im Nachbargarten.

Kaum hatte er zwanzig Schritte gemacht, so trat ihm Esperance, der auf seinem Abendspazirgang gestört wurde, plötzlich in den Weg.

Der König war maskirt. Esperance sah einen Mann, der ihm keine Rede stehen wollte und sich zu flüchten suchte; er fragte mit fester Stimme, mit welchem Rechte er, wie ein Uebelthäter maskirt, in seinen Garten komme, und drohte um Hilfe zu rufen.

Der hinter einer Wolke hervorkommende Mond beleuchtete das Gesicht Esperance's, und der König sagte erstaunt:

»Ventresaintgris! ich glaube Euch zu kennen!«

Zugleich nahm er seine Maske ab.

»Der König!« stammelte Esperance bestürzt.

»Ja wohl, der König, der nicht weiß was er mit seiner Person anfangen soll, und aus Leibeskräften läuft, um nicht gesehen zu werden. Habt Ihr einen sichern Ausgang, junger Herr?«

»Ja, Sire,« erwiederte Esperance zuvorkommend, »wenn ich auch alle meine Mauern einreißen müßte.«

»Schönen Dank . . . welchen Weg muß man nehmen?«

»Geruhen Ew. Majestät mir zu folgen.«

Sie kamen in den großen, vom Monde hell beleuchteten Hof.

»Erlauben Sie mir nur, Sire, meinen Degen zu nehmen,« sagte Esperance, »und ich werde sogleich zu Er. Majestät Befehl stehen.«

Heinrich IV. hielt den jungen Mann zurück.

»Begleitet mich nicht,« sagte er, »man würde mich

erkennen, wenn mir zu viel Respect erwiesen wird. Befehlen Sie ganz laut, daß man mir die Thür aufmache.«

»Ich gehorche. Aber wie unbesonnen! Mitten in der Nacht allein durch die Stadt zu gehen, wo so viele Meuchlerdolche lauern! . . . Ach! Sire, denken Sie denn nicht an Ihre Getreuen?«

»O! meine Unbesonnenheit darf nicht bekannt werden,« sagte Heinrich IV. seufzend; »dies ist Alles was ich wünsche.«

»Von mir wird Niemand etwas erfahren,« antwortete Esperance, sich verneigend.

Der König reichte ihm die Hand und sagte mit freundlichem Lächeln:

»Ich danke . . . Adieu.«

»Die Thür auf!« rief draußen der Kutscher, der mit dem leeren Wagen zurückkam.

Der König ging rasch und mit bedecktem Gesicht über den Hof. Die Thür war offen und er schlüpfte behende hinaus.

Aber zwei spähende Augen hatten ihn durch das Fenster des Pavillons erkannt.

»Er ist's wirklich!« sagte die Marquise, indem sie den Arm ihrer Begleiterin drückte; »mein Leben ist vernichtet. Gratienne, mein Vater hatte Recht, mich zu verwünschen . . . mein armes Kind ist nun eine Waise.«

V.

Zärtliche Herzen, wunde Herzen.

Der König kam glücklich im Louvre an und begab sich ungesehen durch die westliche Seitenthür in seine Gemächer. Am andern Morgen stand er, wie gewöhnlich, sehr früh auf, um an dem Riesenwerke, das er als organisirender Eroberer vor sich hatte, rüstig zu arbeiten.

Er hatte sich schon einige Male nach Gabriele und nach dem kleinen Cäsar erkundigt. Die Antwort war, die Marquise, von der gestrigen Ceremonie ermüdet, habe sich frühzeitig zur Ruhe begeben und schlafe noch. Heinrich IV. hatte sich lächelnd die Hände gerieben und war frohen Muthes an die Arbeit gegangen.

Auch Zamet ließ sich melden. Der König hatte Befehl gegeben, ihn vorzulassen, und der Banquier, über die Heiterkeit des Fürsten erfreut, erkundigte sich nach den einzelnen Umständen seines Verschwindens; Heinrich begann zu erzählen, wie er im Garten umhergeirrt, an die Bresche gekommen und im Nachbargarten dem jungen Cavalier begegnet; er rühmte dessen Zuvorkommenheit und zarte Zurückhaltung, und setzte hinzu, daß Niemand um das nächtliche Abenteuer wisse — da erschien unerwartet der Hofarzt und meldete, die Marquise von Monceaux sey unpäßlich und bitte den König um eine Unterredung.

Heinrich IV. stand unruhig auf, entließ Zamet und befahl, daß Sully und Crillon, mit denen er arbeiten wollte, in das Hôtel der Marquise kommen sollten.

Der Weg war nicht lang vom Louvre zum Hôtel der Marquise; man konnte durch Gänge, die dem Publicum verschlossen waren, dahin gelangen. Heinrich, von zwei Dienern begleitet, war bald bei Gabriele.

Die junge Marquise erwartete den König oben auf der Treppe. Sie war sehr blaß und ihr Gesicht zeigte Spuren heftiger Gemüthsbewegung. Gratienne stand mit den Kammerfrauen einige Schritte hinter ihr, vermuthlich um ihrer Gebieterin zu Hilfe zu kommen; denn Gabriele wankte wie ein vom Sturm bewegtes Rohr.

Heinrich IV. eilte auf sie zu; er sah die umwölkte Stirn, die gerötheten Augen, und sogleich faßte er Gabrielens Hand und führte sie mit inniger Besorgniß in ihre Gemächer.

»Aber warum kommen Sie mir denn entgegen?« sagte er zärtlich; »es ist kalt und Sie sind leidend.«

Sie verneigte sich ehrerbietig.

»Lassen Sie die Förmlichkeiten, meine Gabriele, und denken Sie mehr an sich,« setzte er hinzu. »Sie sind also krank?«

Sie entließ Gratienne und ihre Kammerfrauen.

»Ja, Sire,« sagte sie, »ich bin krank; doch das kümmert mich wenig. Ich wäre ins Louvre gegangen, wenn ich nicht zu schwach wäre. Aber,« setzte sie mit wehmüthigem Lächeln hinzu, »meine Füße versagten mir den Dienst.«

»Ich bin ja hier, mein Engel! Was hast Du mir zu sagen? O! die blühende Gesundheit wird schnell wiederkeh-

ren. Glück und Gesundheit pflegen ja immer beisammen zu seyn.«

»Eben deshalb bin ich krank, Sire,« sagte Gabriele; »erlauben Sie, daß ich mich setze, und haben Sie die Gnade, mich anzuhören, ohne mich zu unterbrechen, denn ich bin eine schlechte Rednerin und mein Geist ist sehr verwirrt.«

Sie setzte sich und gab sich alle Mühe, ihre Thränen zu unterdrücken.

Heinrich IV. war verlegen; er breitete die Arme aus, um die theure Betrübte an sein Herz zu drücken; aber sie wehrte diese Arme ab und hielt sie mit ihren kalten Händen.

»Mein Gott! Gabriele, was ist denn geschehen?« fragte Heinrich erschrocken.

»Sire, ich hatte das Glück, Sie zu kennen, als Sie noch um Ihre Krone kämpften; Sie hielten mich Ihrer Beachtung werth; meine zärtliche Zuneigung war von Ehrgeiz frei, das mußten selbst meine erbittertsten Feinde zugeben . . . Sie theilten Ihre Zeit zwischen dem Kriege und dieser Liebe, auf welche ich stolz war; ich war Ihnen über Alles theuer, ich kann sagen, daß ich Sie beherrschte, und ich würde Sie unglücklich gemacht haben, wenn ich Ihre Liebe nicht erwiedert hätte.«

»Ja, es wäre das Unglück meines Lebens gewesen. Aber Du warst gut und aufrichtig; Du hast dein freiwillig gegebenes Wort muthig gehalten.«

»Nicht wahr? ich habe die Vorwürfe, den Zorn, den Haß meines Vaters erduldet; ich habe einen Mann, dessen Namen ich führte, dem Spott und der Verachtung preisgegeben; kurz, ich schrieb den Namen d'Estrées in die Liste derer, welche das Volk nie ohne ein höhnisches Lächeln nennt.«

»Meine Gabriele, Du bist über jede Schmähung erhaben . . .«

»Es ist vergebens, mich zu trösten, Sire. Alle jene Leiden vermochten meinen Entschluß nicht wankend zu machen. Die Freundin, die Vertraute, die Lebensgefährtin meines Königs zu seyn; durch mein Lächeln, meine zärtliche Sorge seine Mühen und Leiden zu mildern, Böses mit Gutem zu vergelten — das war mein Ziel, welches ich mit unerschütterlichem Muthe zu erreichen suchte.«

»Aber wozu diese Reden, Gabriele?«

»Erlauben Sie, Sire, daß ich mich selbst ein bischen lobe,« sagte die Marquise, deren Stirn sich etwas erheiterte; »es führt ja Niemand für mich das Wort, wenn ich's nicht selbst thue.«

»Ich verstehe Dich nicht.«

»Sie werden mich sogleich verstehen, Sire. Ehe ich zur Hauptsache übergehe, erlauben Sie mir die Erklärung, daß ich durchaus keinen Zorn, keinen Groll hege. Man hat mir gesagt, Ihr Uebertritt zum katholischen Glauben, den ich meinem schwachen Verdienst zuschrieb, sey längst von Ihnen beschlossen gewesen, ehe ich diese Angelegenheit zur Sprache brachte; daß ich mich folglich täuschte, wenn ich meine Liebe als den Lohn für dieses Opfer betrachtete. Aber durch das Herz getäuscht zu werden, ist rühmlich und ich habe nie davon gesprochen. Meine Augen sind freundlich und zärtlich geblieben, meine Stimmung war stets heiter, mein Benehmen sanft und zuvorkommend, nicht wahr, Sire?«

»Ach! Du machst mir Angst mit dieser trüben Stimmung,« erwiederte der König, den die Anspielung auf die Täuschung bei seinem Uebertritt empfindlich berührte. »Du sagst dies nur, um zu einem erstern Vorwurf überzugehen.«

»Ja, Sire. Ich hatte gehofft, mir durch meinen vorwurfsfreien Wandel Ihre Zuneigung zu bewahren; aber ich muß Sie verlieren . . . Sie täuschen mich, Sire.«

»Ich! . . .«

»Und es ist nicht recht. Ich hege weder Mißtrauen noch Eifersucht. Ich glaube was Sie mir sagen. Wie ein treuer Hund sehe ich Ihnen Alles an den Augen ab; ich bin traurig, wenn Sie leiden, heiter, wenn Sie lächeln, ich lebe ganz durch Sie: ich hatte daher das Recht, eine Erwiederung meiner Gefühle zu erwarten.«

»Meine ganze Liebe gehört Dir, Gabriele,« sagte Heinrich mit gepreßtem Herzen.

»Nein, Sire!«

»Ich schwöre es Dir . . .«

»Sire, ich bin Ew. Majestät unterthänigste Dienerin, und ich allein habe zu leiden von den Wolken, die sich an unserm Himmel zusammenziehen. Der König handelt nach seinem Willen und Gefallen; seine Winke sind Befehle für Jedermann, zumal für mich. Ich kenne meine Pflicht zu gut, als daß ich es wagen möchte, meinem Herrn und Gebieter einen Vorwurf zu machen, und Gott ist mein Zeuge, daß meine Lippen aufrichtig sprechen, was in meinem Herzen vorgeht.«

»Aber woher kommt diese unglückliche Idee?«

»Die Wahrheit, Sire, ist keine Idee.«

»Laß diese Wahrheit hören; wir wollen Sie wenigstens Beide sorgfältig prüfen.«

»Ich gehorche, Sire, da Sie so gnädig sind, mich anhören zu wollen. Gestern zogen sich Ew. Majestät frühzeitig in Ihre Gemächer zurück?«

»Ja wohl . . . Du hast es ja gesehen.«

»Und haben sich zur Ruhe begeben?«

»Ja, sogleich.«

»Aber Ew. Majestät standen gar bald wieder auf, denn eine Stunde nachher verließen Sie das Louvre.«

Heinrich IV. war auf der Folter.

»Wer sagt das?« stammelte er.

»Ew. Majestät hatten außerhalb des Louvre, bei Zamet, ein Stelldichein . . .«

»Marquise . . .«

»Und fanden sich pünktlich ein . . . O! Sire, läugnen Sie nicht, ich bitte Sie inständig.«

»Ich muß Dir Alles sagen. Ja, ich hatte mit Zamet von Geschäften zu reden.«

»Ew. Majestät haben ein edles Herz. Sie halten mich noch der Schonung werth, und ich fühle deshalb nur um so tiefer den Kummer, dieses treffliche Herz verloren zu haben.«

»Du hast nichts verloren, theuerste Gabriele.«

»Ew. Majestät sollten bei Zamet eine Dame finden...«

»Wer könnte das sagen?«

»Und statt aus dem Hôtel Zamet zu kommen, entfernten sich Ew. Majestät durch ein Nachbarhaus . . .«

»Man belauscht also meine Schritte!« rief Heinrich aufgebracht.

»Gott behüte!« sagte Gabriele leise. »Ist es die Wahrheit?«

»Wer hat Ihnen die Nachricht überbracht, Madame?«

»O! eine sehr gut unterrichtete Person.«

»Es gibt nur Eine Person, die . . .«

»Und die hat mir's gesagt,« unterbrach ihn Gabriele, die um keinen Preis gestanden hätte, daß sie selbst gelauscht hatte.

»Ein junger Mann... nicht wahr?« sagte Heinrich IV. mit Ingrimm.

»Wir wollen annehmen, es sey ein junger Mann,« erwiederte Gabriele, welche diese unangenehmen Erklärungen abzubrechen wünschte.

»Es ist ein schändlicher Verrath!«

»Sire, des Verraths haben Sie sich gegen mich schuldig gemacht, und ich habe es wahrlich nicht verdient. Sie haben mein Herz gebrochen, das von Vertrauen und Zärtlichkeit überwallte. Sie haben mich nicht nur getäuscht, Sire, Sie haben die Ruhe meines Lebens auf immer gestört. Was sage ich? mein Gewissen ist nicht mehr ruhig.«

»Was! dein Gewissen!« sagte Heinrich IV., vor Zorn und Schmerz außer sich.

»Ja, Sire; um mich zu täuschen, waren Sie gezwungen, sich zu verbergen, als ob ich Sie belauschte; Sie verlassen heimlich das Louvre, Sie gehen allein und wehrlos durch die dunklen Gassen, wo so viele erbitterte Feinde, so viele Meuchler lauern! Sie bringen um meinetwillen Ihr Leben in Gefahr, weil Sie sich meiner Beobachtung entziehen müssen! Sie geben Ihr kostbares Leben dem ersten Banditen preis, der, um eine Börse zu rauben, das Herz, durch welches ganz Frankreich athmet, durchbohren könnte.«

Bei diesen Worten brach Gabriele in Thränen aus und sank halb bewußtlos auf die Polster ihres Armsessels zurück.

»Ha! der schändliche Angeber!« sagte Heinrich zähneknirschend; »ich erkenne sogar seine Worte! Gabriele, mein theures Leben, fasse Dich, verzeihe!«

Gabriele vermochte nicht zu reden. — Der König sank

vor ihr nieder, umschlang sie mit seinen Armen und bedeckte ihre zitternden Hände mit glühenden Küssen.

»Soll ich denn aus Reue, aus Beschämung sterben?« sagte er. »Verzeihe mir; ein alberner Eigendünkel hat mich verleitet. Alles macht einen Eindruck auf mich: ein bittender Blick, ein vielversprechendes Lächeln. Ich besitze eine kleinliche Eitelkeit, ich spiele den Jüngling. O! wenn Du in meinem Herzen lesen könntest! wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe! Gibt es einen Engel, der sanfter, holder, meiner Liebe würdiger ist, als Du? Glaube mir, mein Herz ist dein, ganz dein. Meine Phantasie mag sich verirrt haben, aber ich schwöre Dir, daß mein Herz unberührt geblieben ist. Gabriele! mein theures Leben, fasse Dich! höre mich an!«

»O! Sire, wie gütig sind Sie! Aber der Schlag hat mich zu hart getroffen.«

»Du wirst vergessen . . . ich selber habe ja vergessen!«

»Die Wunde ist unheilbar.«

»Das ist nicht möglich; ich war nicht einmal einer treulosen Absicht schuldig. Es war eine Unbesonnenheit, eine Anwandlung von Laune, ich kann mir nicht einen einzigen Gedanken vorwerfen, dessen ich mich vor Dir schämen müßte.«

»Hören Sie, Sire. Eine Andere würde Ihnen danken und sagen, daß sie Ihnen glaubt und verzeiht; aber ich bin zu aufrichtig, um meinen untröstlichen Schmerz zu verbergen.«

»Untröstlich!«

»Ja, Sire! was Sie aus Laune, ohne Zeit und Ueberlegung, gethan zu haben glauben, liegt tief in Ihrem Naturell, welches Sie unwiderstehlich dazu getrieben hat; und ein großer König, der mit Riesenplänen beschäftigt ist,

kann nicht an der Verbesserung seines Naturells arbeiten. Ueberdies sind Sie ja der Herr und Gebieter, und nichts in der Welt darf Ihrem Willen hindernd in den Weg treten. Sie könnten mir heute versprechen, sich zu ändern. Sie könnten es sogar ernstlich versuchen . . . und morgen, wenn Sie sehen, wie weit das Opfer über den Gewinn ist, würde Ihre Flatterhaftigkeit, die mein Tod ist und Sie den größten Gefahren aussetzt, wieder die Oberhand gewinnen.«

»Was schließest Du daraus, Gabriele?« sagte der König, ganz trostlos über die Festigkeit eines Gemüthes, das sonst keine Hartnäckigkeit und keinen Groll kannte. »Du wünschest, daß ich mich ändere; gib mir das Mittel an.«

»Ich habe es schon gefunden, Sire,« erwiederte Gabriele mit tiefem Schmerz. »Sie müssen die Unglückliche, die Sie nicht mehr lieben, in ihrer Einsamkeit und Verborgenheit lassen; Sie müssen jeden Zwang und folglich jede Geheimnißkrämerei aufgeben; Sie müssen mich verlassen, Sire.«

»Ist das dein Ernst?« fragte Heinrich mit bebender Stimme.

»Sie müssen meinen Entschluß auf meinem traurigen Gesicht lesen, er kommt in Thränenströmen aus meinem Herzen.«

»Du willst mich verlassen?«

»Ich bin dazu entschlossen, und morgen werde ich in der Stille, ohne das mindeste Aufsehen zu machen, ohne eine Thräne zu vergießen, mit meinem Kinde nach Monceaux gehen, und dort will ich bleiben, bis ich einen sichern Zufluchtsort gefunden.«

Der König vermochte kein Wort zu erwiedern. Er ging ganz bestürzt im Zimmer auf und ab.

»Du hast mich nicht geliebt!« sagte er endlich.

»Ich habe es nicht bewiesen, Sire,« sagte sie kaum hörbar.

»Du weisest sogar die Versicherungen meiner Treue zurück!«

»Wer das Herz besitzt, braucht keine Betheuerungen: wer Betheuerungen verlangt, hegt Mißtrauen; wer Mißtrauen hegt, liebt nicht. Lassen Sie ab, theurer Sire, treten Sie wieder in Ihre Rechte, nehmen Sie Ihre Freiheit zurück.«

»Du weinst, Gabriele!«

»Sie sehen nur die Hälfte meiner Thränen.«

In diesem Augenblicke hörte man im Nebenzimmer das leise Winseln des kleinen Cäsar.

Gabriele stand wankend auf, um ihr Kind zu beruhigen. Aber Heinrich hielt sie zurück und eilte ihr voraus; er öffnete die Thür und neigte sich zu der Wiege, in welcher frisch und rosig das Kind seiner Liebe lag; er küßte den Knaben so zärtlich, daß sich seine Augen mit Thränen füllten.

Der Kleine streckte seine Händchen aus und streichelte den grauen Bart des guten Königs.

Gratienne, durch diesen Anblick gerührt, wandte sich ab und verbarg ihr Gesicht in den Falten des Vorhangs.

Sully erschien in der Thür. — Heinrich richtete sich auf; seine Augen waren feucht, sein Gemüth tief erschüttert. Er ging wieder zu Gabriele, die schluchzend in ihrem Armsessel lag.

»Verzeihst Du mir?« sagte er, indem er ihr die Hand reichte.

»Sie sehen, Heinrich,« erwiederte sie, »es bricht mir das Herz, aber ich kann es nicht über mich gewinnen . . . Adieu!«

»Adieu denn!« stammelte der König außer sich.

Sully trat auf seinen Fürsten zu.

»Du siehst, Rosny,« sagte Heinrich IV., »Gabriele verläßt mich!«

Er entfernte sich mit Thränen.

Als er durch den Vorsaal ging, hörte man, daß er sehr aufgebracht zu sich selbst sagte:

»Der junge Mensch hat Alles dies verschuldet! Der Verräther! Der Elende! Ich hatte ihm die Hand gedrückt! Aber ventre-saint-Gris! ich will mich rächen! . . .«

Sully empfahl sich der Marquise von Monceaux und folgte seinem Herrn.

VI.

Gewonnene Schlacht.

Henriette hatte sich mit zornglühendem Herzen nach Hause begeben. Sie war rücksichtslos und auffahrend gegen ihren Vater, der sich in feigen Entschuldigungen erschöpfte. Seitdem sie die habsüchtigen, berechnenden Absichten des Grafen errathen hatte, hegte sie gegen ihn weder Furcht noch Achtung. Er war für sie ein Werkzeug geworden, und da das Werkzeug bei dieser Gelegenheit schlechte Dienste geleistet hatte, wurde es von ihr bestraft.

Der ehrlose Vater schlug die Augen nieder und ließ sich diese neue Demüthigung willig gefallen.

Henriette ging zu Bett; aber sie konnte nicht schlafen. Das junge Mädchen kannte schon die Schlaflosigkeit der Gewissensbisse, es fehlte ihr nur noch die Qual des getäuschten Ehrgeizes.

Sie empfahl ihrer Zofe auf das dringendste, ihr jede wie immer geartete Nachricht, gleichviel unter welcher Form sie sich darbieten würde, sogleich zu überbringen. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß der König, der ritterliche Cavalier, sie nicht entschädigen würde für das, was sie um seinetwillen erduldet. Sie hielt sich zu hoch im Preise, als daß sie vor Sr. Majestät nicht wenigstens ein Bedauern oder eine Hoffnung erwartet hätte. Der Monarch von Frankreich war mächtig und erfinderisch, entweder durch sich selbst oder durch seine Diener, — und das Haus d'Entragues war für ein Billet oder selbst für den Besuch eines Bevollmächtigten keineswegs verschlossen.

Aber die ganze Nacht verstrich in fruchtlosen Erwartungen. Henriette versank endlich in einen unruhigen, fieberhaften Schlummer, und ihre flüchtigen Träume glichen den düsteren Wolken, die am Gewitterhimmel vorüberziehen.

Am andern Morgen war sie noch im Bett, als ihr Vater eintrat. Er nahm einen Stuhl und setzte sich vor Henriettens Bett. Sein Gesicht hatte die gestrige Demuth verloren. Auf seiner runden, gebückten Stirn hätte man einige Energie oder wenigstens einige Unzufriedenheit bemerken können. Die Nacht hatte ihm ebenfalls Rath gebracht.

Henriette, die sich vorgenommen hatte, die Rolle der Klägerin fortzuspielen, sah wohl ein, daß sie hören mußte, ehe sie sich erzürnte. Sie hörte daher ihren Vater ruhig an. D'Entragues begann mit ernstem Tone:

»Du hast mir den Zweck deines Besuches bei Zamet

nicht recht erklärt. Das Horoskop ist eine ziemlich schlaue Erfindung, durch die ich mich aber nicht täuschen lasse. Denn um sich etwas wahrsagen zu lassen, hat man nicht nöthig, sich durch zweideutige Handlungen zu compromittiren und Anlaß zu üblen Nachreden zu geben.«

»Was thut man denn?« sagte Henriette, die sich durch diesen strengen Ton verletzt fühlte.

Man thut was ich gethan habe, Mademoiselle, man schreibt an Zamet und ersucht ihn, seine Wahrsagerin in das Haus des Grafen d'Entragues zu schicken; denn solche Frauenzimmer lassen sich ihre Prophezeiungen bezahlen, und wer zahlt, hat das Recht, ruhig zu Hause zu warten.«

»Sie haben an Zamet geschrieben?« erwiederte Henriette.

»Ja, Mademoiselle.«

»Um Leonora kommen zu lassen?«

»Ja. Der Graf von Auvergne, dem ich deinen unbesonnenen Streich erzählte, hat mit seinem feinen Tact sogleich erkannt, daß dein Ruf dadurch gefährdet werden könnte, und um dieses Gerücht in ein anderes aufgehen zu lassen, hat er mir den Rath gegeben, die Wahrsagerin in unser Haus kommen zu lassen, so daß Niemand Dir vorwerfen kann, was in Gegenwart deines Vaters und deines Bruders geschehen wird.«

»Was hat meine Mutter dazu gesagt?« fragte Henriette.

»Deine Mutter sagt nichts, Gott sey Dank! Ich habe deinen Bruder ersucht, sich bei derselben Gelegenheit ins Louvre zu begeben um wo möglich in Erfahrung zu bringen, was man über die Vorgänge dieser Nacht spricht. So wird dein Fehltritt in einem mildern Lichte erscheinen, und Du

wirst nur gegen mich eines Mangels an Vertrauen schuldig bleiben, welches im Wiederholungsfalle Dich auf immer zu Grunde richten könnte. Ein junges Mädchen mag immerhin sehr glücklich begabt seyn, es fehlt ihr doch an Reife des Urtheils, an Festigkeit in ihren Planen und Entschließungen. Sie läuft blindlings auf ein schimmerndes, aber meistens trügerisches Ziel zu. Wenn sie hingegen den Rath eines Führers befolgt, so müssen alle ihre Unternehmungen gelingen.«

Diese mit vollem Ernst gepredigte abscheuliche Moral verfehlte ihre Wirkung nicht. Henriette merkte wohl, daß der Vater d'Entragues seine Obergewalt wieder zu bekommen suchte; aber sie fühlte ihre Schwäche, ihre Unfähigkeit, sich in schwierigen Verhältnissen auf ihr eigenes Urtheil zu verlassen; und überdies wollte sie einen Antrag, der ihr für ihren Operationsplan einen Verbündeten sicherte, nicht von der Hand weisen.

»Ich bin weit entfernt,« sagte sie, »Ihren Rath abzulehnen; aber Sie haben mir ihn nicht angeboten. Sie haben kein Vertrauen zu mir gehabt; man hat mir in Ihrem Hause eine glühende Liebe zu einer gewissen Person eingeflößt, man hat mir Hoffnung gemacht . . . und nun bleibe ich mir selbst überlassen.«

»Der Weg, den Du betreten, den wir betreten, ist voll von Hindernissen und Gefahren. Die Person, welche Du liebst, ist nicht frei . . . nnd will nicht frei seyn. Dies ist das Hinderniß. Wenn Du hartnäckig dein Ziel verfolgst, so hast Du Mitbewerbungen zu fürchten, die Dich ins Verderben stürzen können; darin besteht die Gefahr.«

»O! diese Hindernisse und Gefahren würden nur ein zaghaftes Herz einschüchtern,« erwiederte die stolze Schöne

mit höhnischem Lächeln. »Ich lasse mich dadurch nicht abschrecken. Sie sagen, die bewußte Person sey nicht frei? Sie hat sich kapern lassen, und wird sich immer kapern lassen, wenn man den Muth dazu hat. Ich will es unternehmen. Die Mitbewerbungen achte ich nicht. Wie gering auch mein persönlicher Werth sey, so besitze ich doch wenigstens Eine hervorragende Eigenschaft. Es kommt darauf an, wer den Vorzug bekommt, und der Vorzug entsteht natürlich aus einem Vergleich. Diesen Vergleich wollte ich eben veranlassen, als Sie mich unterbrachen. Ich wollte versuchen, ob Geist, Witz und feuriges Gefühl, verbunden mit einigen äußeren Vorzügen, die schmachtende, kränkelnde Sanftmuth, die fade, blonde Schönheit mit einigem Erfolg bekämpfen können. Eine innere Stimme sagt mir, daß die bewußte Person auf dem Wege war, mir den Vorzug zu geben, als mein angeblicher Bundesgenosse auf mich losstürmte und Alles über den Haufen warf. Und jetzt sagt man, es fehle mir an Reife des Urtheils, an Berechnung!«

»Dies,« sagte d'Entragues kalt, »führt uns auf die Erklärung des gestrigen Vorfalls. Du sollst mich keines Mißgriffes beschuldigen; ich wollte Dich überwachen und Dich verhindern, in eine Falle zu gehen, und es wäre mir ein Leichtes gewesen, Dich unter der Maske zu beobachten; aber ich hatte einen triftigen Grund, mir mit Gewalt Zutritt zu verschaffen und Lärm zu machen. Ueberzeuge Dich selbst.«

Bei diesen Worten warf der Graf d'Entragues auf das Bett einen Brief, den seine Tochter mit großer Neugier las.

»Herr Graf,« hieß es in dem Briefe, »Ihre Tochter Henriette hat Ihr Haus verlassen; sie ist bei Zamet, um den König zu sprechen. Vielleicht hat sie Lust, dem Beispiel ihrer

Mutter zu folgen, um Ihrer Familie einen Glanz zu verleihen. Vielleicht drücken Sie die Augen zu, um diesen schönen Plan nicht zu sehen. Aber ich bin minder nachsichtig und erkläre Ihnen, daß ich Ihre Willfährigkeit dem ganzen Hofe bekannt machen werde, wenn Sie nicht augenblicklich einen entscheidenden Schritt thun, um sie diesem Abgrunde zu entreißen. Machen Sie Lärm, sonst werde ich Lärm machen.

»Ein Freund.«

Henriette warf erschrocken den Brief weg.

»Was würdest Du gethan haben?« fragte der Vater.

»Wer mag der schändliche Angeber seyn, der mich so verfolgt?« sagte sie.

»Ich konnte nicht anders,« fuhr d'Entragues fort, »wir wären entehrt worden, wenn ich anders gehandelt hätte. Siehst Du das ein?«

»O! der Elende!« sagte Henriette, außer sich vor Wuth, indem sie den verwünschten Brief wieder aufnahm; »wessen Handschrift ist es?«

Inzwischen hatte sich die Thür aufgethan und Marie Touchet, die bereits geschmückt und mit Schönpflästerchen beklebt war, trat mit majestätischem Anstande auf das Bett ihrer Tochter zu.

Der Graf d'Entragues stand auf. Henriette wollte den Brief verbergen, aber ihre Mutter sagte mit Salbung:

»Ich weiß Alles; mein Sohn hat mir den Vorfall erzählt.«

»Und . . . Sie kennen diesen Brief?« fragte Henriette.

»Ja, auch den Brief, mein Kind . . . Der Graf von

Auvergne hat mich, ehe er sich ins Louvre begab, wie immer in Rath genommen, wie er sich zu benehmen habe.«

»Und was haben Sie beschlossen?« fragte d'Entragues, auf den dieser feierliche, zuversichtliche Ton immer einen starken Eindruck machte. »Denn dieser Brief kommt von einem Feinde und scheint auf einen Racheplan zu deuten. Ich ahne darin gleichsam die Folge einer Intrigue.«

Henriette erblaßte. Marie Touchet unterbrach ihren Gemal.

»Sie urtheilen sehr vernünftig,« sagte sie; »ein Feind hat die Hand im Spiele und deshalb macht der Graf von Auvergne schon diesen Morgen der Person einen Besuch.«

»Wem, Madame?«

»Es ist sehr leicht zu errathen. Wem muß daran liegen, die Person des Königs zu fesseln?«

»Der Marquise von Monceaux!« sagte d'Entragues.

»Allerdings.«

»Sie haben Recht, ich hatte nicht daran gedacht.«

»Es ist wahr,« sagte Henriette; »ja, ihr allein liegt daran, mich zu entfernen.«

»Weiß sie . . .?«

»Sie weiß Alles.«

»Sie hatte also Verdacht?«

»Fragen Sie Henriette, wie unfreundlich sie uns bei den Genovefanern begegnete.«

»Als sie den König zwang, unsere Gastfreundschaft abzulehnen,« setzte Henriette hinzu.

»Es ist möglich,« sagte der Graf. »Sie hat Kundschafter. Die Sache könnte bedenklich werden.«

»Und deshalb habe ich meinen Sohn zu ihr geschickt;

er wird zugleich den König sehen und uns die Ansicht beider Parteien überbringen. Habe ich nicht Recht?«

Der Graf d'Entragues gab seine volle Zustimmung.

»Der Graf von Auvergne,« sagte Marie Touchet, »hat mir auch gesagt, daß Sie die Wahrsagerin hieher bestellen wollen. Dieser Plan hat meinen Beifall. Empfangen Sie sie selbst. Sie verstehen italienisch, wenn ich nicht irre.«

»Sie selbst, Madame, haben mich's gelehrt.«

»Schicken Sie die Italienerin, sobald sie kommt, in meiner Gegenwart zu unserer Tochter, denn unsere Leute müssen sehen, daß wir kein Geheimniß daraus machen. Sollte ein Bote von meinem Sohn kommen, so führe man ihn zu mir.«

Der willfährige Gemal verneigte sich und verließ das Zimmer.

Kaum war er draußen, so eilte Marie Touchet, die etwas von ihrer Grandezza verlor, an die Thüren, um sich zu überzeugen, daß Niemand horchte; dann kam sie wieder an Henriettens Bett und sagte leise:

»Du hast Dich doch nicht täuschen lassen durch die Worte, die ich in Gegenwart deines Vaters gesprochen?«

Henriette sah sie mit großen Augen an.

»Du wirst doch nicht glauben,« fuhr Marie Touchet fort, »daß dieser Brief von Gabriele d'Estrées komme?«

»Von wem sollte er denn kommen?« stammelte Henriette.

»Es ist ein entsetzlicher Brief.«

»Ja wohl, Mutter.«

»Er kommt von einem erbitterten Feinde. Er verspricht eine unversöhnliche Rache. Er deutet auf einen unsichtbaren Kundschafter, der in deiner Nähe lebt und sich gleichsam in deine Gedanken eingenistet hat.«

»Mein Gott!«

»Weißt Du nicht Jemand, der Dich in solchem Grade haßt? Suche in deiner Vergangenheit, Henriette, in deiner schon blutigen, düstern Vergangenheit.«

»Mutter! ...«

»Forsche sorgfältig nach, sage ich Dir.«

Henriette senkte den Kopf und ihre Augen verriethen den Schrecken eines Gewissens, welchem düstere Gespenster vorschwebten.

»Fällt Dir nichts ein? Nun, ich will deinem Gedächtniß zu Hilfe kommen ... Denkst Du nicht an den verwundeten jungen Mann?«

»O! er ist zu edel, zu großmüthig, um einen solchen Brief zu schreiben!« erwiederte Henriette, die dem Edelmuth ihres Opfers unwillkürlich huldigte. »Ueberdies ist er verschwunden; er ist fort, um nie zurückzukehren.«

»Nun, wenn er's nicht ist, warum sollte es nicht ...«

»Der Andere, den Sie meinen, wäre einer schändlichen Drohung vielleicht fähig, aber er ist todt.«

»Dann muß mein Geist verwirrt sein,« entgegnete die Mutter; »denn erst gestern glaubte ich das Gesicht des Unglücklichen beim Nachhausekommen wie ein Gespenst an mir vorüberschweben zu sehen.«

»Vergessen Sie nicht, Madame, daß er sich an die Partei der Herzogin von Montpensier angeschlossen hatte. Sie hatte ihn zu ihrem Secretär gemacht; Brissac hat es uns gesagt, und als der König seinen Einzug in Paris hielt, befand er sich in der Tour-du-Bois an der Porte-Neuve, mitten unter den Spaniern, die der Chevalier von Crillon niedergemacht und in den Fluß geworfen hat.«

»Ich weiß es aber ...«

»Aber es wäre uns nicht lange unbekannt geblieben, wenn er die Andern überlebt hätte. Er gehört nicht zu denen, die sich vergessen lassen.«

Sie sprach noch, als die Kammerjungfer hinter dem Thürvorhange meldete, daß der Graf von Auvergne nach Hause gekommen sey.

Die Mutter stand auf. Henriette warf schnell ihren Schlafrock über, um ihren Bruder und ihren Vater, die bald erschienen, empfangen zu können.

»Nun, was gibt's?« fragte Marie Touchet.

»Eine große Neuigkeit,« erwiederte d'Auvergne; »der ganze Hof ist revolutionirt.«

»Wie so?«

»Der König verläßt die Marquise von Monceaux.«

»Ist es möglich!« riefen Mutter und Tochter.

»Die Sache macht Aufsehen, es fließen Thränen. Man weiß nicht, wer befohlen, wer gehorcht hat. Aber man weiß gewiß, daß der König Niemand vorläßt, daß die Marquise zu Hause ist, und morgen nach Monceaux abreisen wird.«

Henriette und ihre Mutter sahen einander entzückt an.

»Ich möchte die Bemerkungen hören, die man darüber macht,« sagte d'Entragues.

»Der König, sagt man, habe eine neue Liebe im Kopf; irgend ein treuer Freund sey ihm dabei behilflich gewesen; ein Stelldichein habe stattgefunden, das die Marquise stören wollte, der König sey in Zorn gerathen; ich erzähle nur wieder was ich gehört habe; die Marquise sey ebenfalls in Zorn gerathen, und es sey zu einer stürmischen Scene gekommen.«

»Und dann?« sagte Henriette.

»Dann habe sich Herr von Rosny dareingemischt. Die Marquise soll den Minister gegen sich haben. Man behauptet,

der König habe ihm seine Geliebte geopfert. Kurz, das Louvre ist voll von geschäftigen, vorsichtigen Leuten, die zwar noch unschlüssig, aber jeden Augenblick bereit sind Partei zu nehmen.«

»Nennt man bei dem Stelldichein einen Namen?« fragte d'Entragues.

»Ei! ei!«

»Und kennt man die neue Geliebte des Königs?« fragte Henriette.

»Ei! ei!«

»Verhehle uns nichts, Bruder.«

»Setze uns von Allem in Kenntniß, mein Sohn.«

»Erzähle uns Alles.«

»Nun, man nennt . . . aber ganz leise . . .«

»Man nennt . . .,« sagte d'Entragues freudestrahlend. »Mein Gott, wenn man nur nicht zu voreilig ist!«

»Und welche Rolle spielt Herr Zamet dabei?« fragte Henriette.

»Man sagt, das Stelldichein habe in seinem Hause stattgefunden.«

»Aber der König schließt sich ein,« sagte Marie Touchet; »er muß also sehr betrübt seyn.«

»Ja wohl, das läßt sich nicht verkennen; — ja der König grämt sich.«

Henriette runzelte die Stirn.

»Es ist ein Beweis seines edlen, vortrefflichen Herzens,« sagte d'Entragues frohlockend. »Der würdige Fürst ist nicht flatterhaft, und das ist sehr gut.«

»Sie ist noch nicht abgereist,« setzte Marie Touchet hinzu.

»Irgend ein Schritt wäre nothwendig,« meinte Henriette; »man müßte mit Zamet sprechen.«

»O! nur keine Uebereilung,« erwiederte d'Entragues. »Klugheit thut vor Allem Noth.«

»Am besten wär's,« sagte Marie Touchet, »wenn der König vierundzwanzig Stunden abwesend wäre. Während dieser Zeit wäre keine Aussöhnung möglich.«

»Wie wär's, wenn man die Wahrsagerin um Rath fragte?« versetzte d'Entragues. »Dies wäre ein Mittel, zugleich Herrn Zamet zu sprechen.«

»Ich habe ihn diesen Morgen fast erwartet,« sagte Henriette halblaut.

»In diesem Augenblicke fürchtet er natürlich, sich zu compromittiren,« sagte der Graf von Auvergne. »Wir sollten ihm einen Besuch machen, gleichsam zum Dank für die Erklärungen, die er gestern gegeben hat, und ihn um Stillschweigen über das Ballabenteuer zu ersuchen. Es ist möglich, daß Zamet im Stande ist, den König von Paris entfernt zu halten, bis die Marquise abgereist ist.«

»Und dann,« sagte Henriette, »wollen wir nicht vergessen, daß Leonora gestern prophezeit hat: eine Krone!«

»Jetzt gehen Sie, meine Herren,« setzte Marie Touchet hinzu, »und ziehen Sie Erkundigungen ein. Unterdessen wird sich Henriette vollends ankleiden, um für jedes Ereigniß gerüstet zu seyn.«

Der Graf d'Entragues und sein Sohn entfernten sich; Mutter und Tochter vergaßen in ihrer ehrlosen Freude Alles, was nicht Erfolg war. Das ganze Haus war noch in Verwirrung, als ein Mann durch den schlecht bewachten Corridor bis an Henriettens Zimmerthür kam. Er konnte sehen wie die Mutter ihre Tochter umarmte und wie Henriette den

Brief, der ihnen vorhin einen so großen Schrecken verursachte, zerknickte und ins Feuer warf. Dann hob er rasch den Thürvorhang und trat in das Zimmer.

Die beiden Damen sahen sich um.

»La Ramée!« riefen sie einstimmig.

»Ja, ich bin's,« erwiederte der junge Mann, dessen blasses Gesicht sehr abstach gegen das feurige Auge, in welchem ein fester, unwiderruflicher Entschluß funkelte.

VII.

Verlorne Schlacht.

Die beiden Damen hatten sich von ihrem Schrecken noch nicht erholt, sie sahen La Ramée noch mit einer gewissen abergläubischen Furcht an, als er zu ihnen sagte:

»Ich erscheine Ihnen wie ein Gespenst, nicht wahr, meine Damen?«

Marie Touchet war die Erste, die ihre Fassung wieder bekam.

»Ich muß gestehen,« sagte sie, »daß Sie sich mehr nach Art eines Gespenstes als eines lebenden Wesens vorgestellt haben.«

»Dies ist der wirkliche Feind,« flüsterte Henriette, aber doch so laut, daß Ramée es hörte.

Er antwortete ihr jedoch nicht, sondern sagte zu ihrer Mutter:

»Sie sagen das, Madame, wegen meiner langen Abwesenheit, wegen meines plötzlichen Verschwindens.«

»Allerdings, man hielt Sie für todt.«

»Ich wäre auch gestorben, wenn ich nur eine gewöhnliche Dosis Lebenskraft hätte. Aber,« setzte er mit unheimlichem Lächeln hinzu, »ich gehöre zu der Classe der übernatürlichen Wesen. Alles, was hinreichen würde, einen andern Menschen zu tödten, erneuert meine Lebenskraft und verjüngt mich. Finden Sie mich nicht verjüngt, Madame?«

Marie Touchet fand an diesem Geschwätz wenig Geschmack; in diesem Augenblicke hätte sie lieber von andern, von ernstern Dingen gesprochen. Aber hinter diesem sarkastischen Scherz witterte sie die feindselige Absicht, die Drohung, und eine Drohung von La Ramée war nicht gering zu achten.

»Ja,« fuhr er fort, »ich bin von Eisen, von Erz, ich bin unsterblich, wenn auch nicht unverwundbar. Und ich freue mich darüber, weil ich manche Katastrophe bestanden habe und noch bestehen werde. Meine Freunde werden sich mit mir freuen.«

»Erklären Sie uns doch Ihre lange Abwesenheit und Ihr Verschwinden,« sagte Marie Touchet, indem sie ihrer Tochter einen ermuthigenden Blick zuwarf.

»Sehr gern, Madame. Man wird Ihnen gesagt haben, daß ich mit den Todten und Sterbenden aus einem Fenster des Tour-du-Bois geworfen wurde?«

»Ja, das hat man uns gesagt und Ihr Stillschweigen hatte uns in dieser traurigen Ueberzeugung bestärkt.«

La Ramée schwieg. Er sah Henriette an, oder vielmehr er verschlang sie mit den Augen.

»Ich hatte mehre Gründe, nicht wieder zu erscheinen,« sagte er endlich. »Der erste und wichtigste Grund war die Sorge für meine Genesung. Beim Hinabstürzen fiel ich mit dem Kopf auf einen unter dem Wasser verborgenen Pfahl ... ich bekam eine furchtbare Wunde, die für jeden An-

dern tödtlich gewesen wäre. Sechs Monate war ich fast wahnsinnig.«

»Es ist noch etwas davon zurückgeblieben,« dachten Mutter und Tochter, die einander ansahen.

»Als ich endlich geheilt war,« fuhr La Ramée fort, »gehörte ich mir nicht mehr an, sondern der großmüthigen Person, die mich unter ihren Schutz genommen hatte.«

»So! Sie hatten einen Beschützer gefunden?« sagte Marie Touchet.

»Sie werden doch nicht glauben,« erwiederte La Ramée, »ich sey mit einem Kopf, der geborsten war, wie eine überreife Granate, allein aus dem Wasser hervorgekommen? Ja wohl, ich fand einen edlen Beschützer.«

»Alles was Sie sagen,« unterbrach ihn Marie Touchet, »weckt unsere innige Theilnahme. Sie wissen ja wie groß unsere Freundschaft ist.«

»Ich weiß es,« sagte La Ramée mit sonderbarem Lächeln, welches Henriette und ihre Mutter in nicht geringe Verlegenheit setzte. »Ich habe daher dem Stillschweigen und der Einsamkeit nur die durchaus nothwendige Zeit gewidmet. Ich bin nach Paris gekommen, sobald es mir erlaubt war.«

»Sie sind heute angekommen?«

»Ich bin schon einige Male heimlich hier gewesen. O! ich wachte über Sie, ohne daß Sie eine Ahnung davon hatten.«

»Wie!« fragte Marie Touchet mit einer Aufwallung des beleidigten Stolzes, »Sie wachten! . . .«

»Allerdings. Ist es nicht natürlich, sich mit theuren Personen, mit Freunden, nach denen man sich sehnt, zu beschäftigen?«

»Sie hätten sich ohne Bedenken zeigen können, Herr La Ramée,« sagte die Mutter; »wir hätten dann den Lebenden nicht für todt gehalten und wären Ihnen für Ihre freundliche Erinnerung sehr dankbar gewesen.«

»Ich konnte und durfte mich nicht zeigen, Madame,« sagte La Ramée trocken.

»Ihr Beschützer verbirgt sich vielleicht?«

»Ja, Madame, wenigstens wünscht er im Hintergrunde zu bleiben. Sie wissen ja, daß die Herzogin am neuen Hofe nicht gern gesehen wird.«

»Was für eine Herzogin?« fragte Marie Touchet, die sich stellte, als ob sie nicht wüßte, wen er meinte.

»Die Herzogin von Montpensier,« antwortete La Ramée mit Nachdruck, »meine Beschützerin!«

»Da haben Sie eine vornehme Gönnerin, Herr La Ramée.«

»Nicht wahr, Madame? Sie hat großen Einfluß und ist mir sehr zugethan. Ich erwarte in jeder Hinsicht große Vortheile von ihr.«

Die starke Betonung, mit welcher er diese Worte sprach, gab den beiden Damen viel zu denken. Sie suchten den Sinn derselben zu errathen. La Ramée weidete sich an ihrer ängstlichen Spannung. Das Gespräch stockte.

»Sie haben uns noch zu sagen,« erwiederte Marie Touchet nach einer Pause, »warum Sie uns so lange vergessen haben, oder warum Sie heute an uns denken.«

»Da kommen wir an die Frage,« sagte La Ramée mit seiner cynischen Dreistigkeit, »an die brennende Frage.«

»Erklären Sie sich, Herr La Ramée, denn ich muß gestehen, daß ich weder Ihre Manieren noch Ihre Sprache verstehe. Vormals waren Sie zurückhaltend, sehr höflich,

sogar unterthänig gegen uns, und solche Freiheiten wie jetzt nahmen Sie sich nicht heraus.«

Sie erinnerte ihn durch diese Worte an die Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, in welchen La Ramée der Familie d'Entragues gegenüber stets gelebt hatte; eine Stellung, die er sich, wie wir gesehen haben, willig gefallen ließ, obgleich er im Besitz der meisten Familiengeheimnisse war.

»Es ist wahr, Madame,« antwortete er, »daß ich immer bescheiden und zurückhaltend war; ich übte mich in der Geduld. Ich hoffte damals, ich fühlte meine Jugend, ich hatte die Geduld und Schüchternheit der Jugend. Ich dachte: die Reihe wird an mich kommen.«

Diese letzten Worte begleitete er mit einem unheimlichen Gelächter.

Henriette schauderte.

»Um zu gestehen, daß Sie uns gegenüber ein Anderer geworden sind,« erwiederte die Mutter, »legen Sie uns eine Sinnesänderung zur Last? Kurz, beantworten Sie meine Frage: Warum kommen Sie erst heute? warum sind Sie nicht vor vier Monaten gekommen?«

»Weil heute der meinen Plänen günstige Augenblick ist. Aber ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht erst heute gekommen bin.«

Bei diesen Worten sah er Henriette mit seinem unerträglichen Blicke an.

Sie faßte in ihrer Verwirrung und Rathlosigkeit einen verzweifelten Entschluß: sie machte es wie die vor Schrecken tollen Renner, die blindlings auf die Piken losstürzen.

»Verstehen Sie ihn recht, Mutter,« sagte sie mit einem

verstohlenen Händedruck; »Herr La Ramée will sagen, daß er den gestrigen Brief an meinen Vater geschickt hat.«

Sie reichte ihm mit der linken Hand den vorhin zerknitterten Brief.

Er warf einen gleichgiltigen Blick auf das Papier und antwortete:

»Ja, der Brief ist von mir.«

Man kann sich vorstellen, welche Haltung die beiden Damen annahmen, als sie diese Kriegserklärung hörten.

»So! Sie sind also der verrätherische, hinterlistige Mensch!« stammelte Marie Touchet erblassend.

»Und Sie kommen hieher, um es zu gestehen!« sagte Henriette.

»Und unterschreiben »Ein Freund,« während Sie den schmählichsten Angriff auf weibliche Ehre machen!«

»Nie hat ein aufrichtiger Freund einen größern Dienst erwiesen, nie ist ein Mann entschlossener für weibliche Ehre in die Schranken getreten.«

»Dieser Brief ist ein Gewebe von Lügen und Schmähungen.«

»Nein, dieser Brief ist voll von Wahrheiten, die ich gemildert habe.«

»Sie vergessen sich, Herr La Ramée!«

»Ist es wahr, daß Mademoiselle gestern im Hôtel Zamet war?«

Mutter und Tochter wollten ein Ausrufungszeichen anbringen, aber La Ramée ließ sie nicht zu Worte kommen.

»Ich wußte, daß Sie die Absicht hatten, sich hin zu begeben, und sah Sie eintreten. Ich glaube, daß Sie diese Thatsache nicht läugnen können.«

»Meine Eltern wußten, warum ich in das Hôtel Zamet ging.«

»Und wir gaben unsere Zustimmung,« sagte Marie Touchet mit ihrer Grandezza.

»Das ist sehr exemplarisch, Madame! Sie wußten, daß Mademoiselle den König aufsuchte und ihm den Hof machen wollte; Sie wissen, daß der Graubart noch voll Jugendfeuer und den Schönen sehr gefährlich ist . . .«

»Das ist eine Verleumdung!« fiel ihm Henriette ins Wort.

»Es ist ein Majestätsverbrechen!« sagte Marie Touchet.

»Treten Sie nur etwas leiser auf,« erwiederte La Ramée, »Sie könnten sonst zu viel Lärm und Aufsehen machen. Ihre Erklärung ist überdies so entschieden, Sie äußern sich in so starken Ausdrücken gegen diese Speculation, daß ich nicht umhin kann, meinen Brief und meine Worte zurückzunehmen. Ich hatte mich geirrt, Sie sind die ehrenhafteste Mutter, Madame, und Ihre Tochter ist das tugendhafteste Fräulein am Hofe. Ich bitte demüthig um Verzeihung.«

Ob Marie Touchet die Ironie dieser Worte nicht verstand oder nicht verstehen wollte — sie erwiederte:

»Es war nicht der Mühe werth, einen solchen Lärm zu machen, um am Ende den Bekehrten zu spielen. Wir verachten die Verleumdungen und brauchen keine Rechtfertigung. Es freut mich, daß Sie meinen Gemal oder meinen Sohn hier nicht getroffen haben, denn sie würden diesen tollen Auftritt nicht geduldet haben. Gehen Sie wieder zu Ihrer Gönnerin, von der Sie vielleicht lernen werden, wie man sich gegen Damen zu benehmen hat. Vergessen Sie

uns; Sie sind ja glücklich. Sie können dadurch beweisen, daß Sie ein Ehrenmann und ein kluger Mann sind . . . Adieu, Herr La Ramée.«

Statt sich zu entfernen, trat La Ramée ein paar Schritte vor.

»Diese Erklärung, Madame,« erwiederte er, »könnte mich ewig an Sie fesseln. Seitdem ich überzeugt bin, daß Ihre Familie auf Ehre hält, daß Mademoiselle rein und makellos ist, steht dem Schritte, den ich thun wollte, kein Hinderniß mehr entgegen.«

»Was meinen Sie?« fragten Mutter und Tochter zugleich.

»Madame,« sagte La Ramée mit einem Leichenbittergesicht, »ich liebe Mademoiselle Henriette de Balzac d'Entragues, Ihre älteste Tochter, und habe die Ehre um ihre Hand zu werben.«

Ein Donnerschlag würde Henriette weniger erschüttert haben, als dieser Antrag. Sie warf sich in die Arme ihrer Mutter, als ob sie eine Zuflucht gesucht hätte. Marie Touchet zitterte vor Zorn und Schrecken. Keine von Beiden antwortete.

»Waren Sie so gütig, mich anzuhören?« sagte La Ramée nach einer langen Pause.

Marie Touchet nahm alle ihre Fassung zusammen und sah den kühnen Brautwerber scharf an.

»Ihr verwundeter Kopf,« sagte sie, »ist also noch nicht völlig geheilt?«

»Ja, Madame, völlig geheilt.«

»Dann sind Sie also gekommen, um uns in unserer Wohnung zu beleidigen?«

»Worin liegt denn die Beleidigung? Meinen Sie etwa,

ich sey nur ein unbedeutender Edelmann? Mich dünkt aber, ein La Ramée sey eben so viel werth, wie eine Entragues.«

»O! wie feig mißbrauchen Sie unsere weibliche Schwäche!«

»Ich habe mehr als einmal gegen Männer gekämpft, und Sie wissen, daß ich keine Furcht kannte.«

»Eine neue Feigheit! Sie spielen auf unsere Geheimnisse an.«

»Ja, Madame.«

»Sie benutzen diese Geheimnisse, um uns Vorschriften zu geben.«

»Mir steht nur dieses Mittel zu Gebote.«

»Es ist ein schändlicher Verrath!«

»Nein, es ist eine schändliche Liebe. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich Henriette liebe. Warum? das weiß ich nicht. Es wäre leichter begreiflich, wenn ich sie haßte, verabscheute. Ich liebte sie schon in früher Jugend. Nachdem ich ihre Schönheit vergöttert, bewunderte ich ihre Energie, ihre geistige Schwungkraft, welche sie zum Verbrechen trieb. Ich bin eine sonderbare Creatur, und der Dämon hat meine Seele aus allen unbändigen Elementen der Hölle zusammengeknetet! Henriette hat, nachdem sie eine Verbrecherin geworden, größere Aehnlichkeit mit dem gefallenen Engel; seitdem wir Mitschuldige sind, kann uns nichts mehr trennen. Man würde umsonst versuchen, die uns an einander fesselnde Kette zu zerbrechen. Ich habe es versucht, aber es ist mir nicht gelungen. Sie hätten nur sehen sollen, wie ich gekämpft und gerungen, wie ich ihren Namen verwünscht, ihr Bild mit Dolchstichen zerfetzt habe! Wie oft erschien sie mir in meinen Fieberträumen; wie hold sie ihnen zulächelte und ihre rosigen Lippen bot den schönen Jünglingen, die ich in

ihren Armen erschoß und erdolchte! Ja, Madame, Sie haben Recht, ein elender Mensch hätte hundertmal wahnsinnig werden müssen bei dem bloßen Gedanken an die Qualen, die mir diese entsetzliche Liebe verursacht hat. Aber ich habe meinen Verstand, ich sehe mein Ziel, ich spreche deutlich und offen meinen Entschluß, meinen Willen aus. Ich werde das Gift dieser Liebe trinken, bis es mich berauscht und tödtet. Geben Sie mir daher Ihre Tochter, Madame, ich habe sie theuer genug bezahlt, sie ist mein! Ich will sie haben!«

Marie Touchet und Henriette bebten entsetzt zurück vor dem gewaltigen Ausbruch dieser grauenvollen Leidenschaft.

»O! zögern Sie nicht,« fuhr La Ramée fort; »es wäre umsonst. Wer so spricht, wie ich jetzt zu Ihnen gesprochen, ist auf Alles gefaßt und hat keine Rücksichten mehr zu nehmen. Henriette soll nicht unglücklich werden, oder wenn sie es will, so möge sie durch ihre Verblendung ins Verderben stürzen. Sie erschrecken vor dem Gesicht, das ich Ihnen soeben gezeigt habe; aber beruhigen Sie sich, ich werde die Maske wieder vornehmen; ich will die entsetzliche Wunde, die ich Ihnen einen Augenblick zeigte, mit dem Lächeln des Glückes, wie mit einer rosigen Schminke bedecken. Der Schützling der Herzogin von Montpensier wird ein ehrsamer, auf Familienehre haltender Ehemann werden; schlagen Sie ein, Sie können nicht anders. Wenn Sie noch länger zögern, so muß ich glauben, daß ich Ihre Absichten auf den König durchschaut habe.«

»Und wenn es wäre?« erwiederte Henriette, die ihn durch die Drohung einer neuen Schmach einzuschüchtern hoffte.

La Ramée lächelte mitleidig.

»Es wird nicht seyn,« sagte er. »Sie sehen ja, daß ich es schon einmal verhindert habe . . . und ich werde es immer verhindern!«

»Sie?« erwiederte sie mit trotzigem Lächeln.

»Dieses Mal, Henriette, hatte ich mich begnügt, Ihren Vater und die Marquise von Monceaux zu warnen . . .«

Mutter und Tochter erschraken.

»Aber bei der nächsten Gelegenheit werde ich den König selbst warnen . . . Ich werde ihm Alles sagen, was ich weiß und was ihm unbekannt ist; ich werde ihm sagen, wer den würzigen Athem Ihres ersten Kusses . . .«

»Elender! der König soll erfahren, daß mein Angeber ein Meuchler ist.«

»O! ich selbst werde es ihm sagen, denn es ist ja ein Blatt von Ihrer Geschichte. Und wenn ich den König überzeugt habe, so werde ich die Nachricht am Hofe, in der Stadt verbreiten; der Name Henriette d'Entragues soll auf offener Straße genannt werden; ich werde den endlosen Raum zwischen Himmel und Erde mit meinen Anklagen, mit meinen Verwünschungen füllen.«

»Und ich,« eiferte Henriette, die einen vernichtenden Blick auf ihn warf, »ich werde . . .«

»Sie werden mich umbringen? . . . Nein, das werden Sie nicht, denn ich kenne Sie und bin auf meiner Hut. Also weg mit allen unsinnigen Planen und thörichten Hoffnungen! Geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern. Sie müssen mein seyn, denn für jeden Andern sind Sie verloren. Kein Mann wird Ihre Hand berühren, kein Mann wird Ihnen zweimal seine Liebe erklären. Sie werden weder die Frau eines zweiten Liancour, noch die Geliebte Heinrichs IV. werden. Sie werden nicht einmal bei Ihrem Va-

ter, der Ihre Vergangenheit nicht kennt, ja nicht einmal bei Ihrem Bruder Schutz finden. Sie drohten mir mit Ihrer Rache: sie möge nur kommen, ich bin bereit, ich erwarte sie.«

Von dieser eisernen Faust gefaßt, wanden sich Mutter und Tochter, deren Entsetzen nach und nach in ohnmächtigen Zorn überging.

»Wohlan denn,« sagte Marie Touchet in Verzweiflung; »jede Gegenwehr würde fruchtlos seyn, Sie haben einmal unser Verderben beschlossen. Es sey. Wir wollen meinen Gemal, meinen Sohn und das Publicum auf dieses sonderbare Ereigniß vorbereiten.«

Bei diesen Worten drückte sie ihrer Tochter die Hand, um ihr einigen Muth einzuflößen.

»Sie wollen Zeit gewinnen,« antwortete La Ramée. »Aber ich habe keine Zeit zu verlieren. Bereiten Sie die Herren gefälligst auf diesen Abend vor, denn diesen Abend werde ich Mademoiselle Henriette heimführen.«

»Diesen Abend! Das ist ja ein Wahnsinn,« eiferte Marie Touchet.

»Diesen Abend bin ich todt!« sagte Henriette mit unaussprechlichem Schmerz.

»Sie . . . sterben!« erwiederte La Ramée. »Darauf will ich's doch ankommen lassen. So lange als Sie die bewußte Hoffnung haben, werden Sie nicht sterben, und diese thörichte Hoffnung haben Sie noch nicht aufgegeben. Diesen Abend werde ich also wieder kommen und Sie an den Altar führen. Dann reisen wir sogleich ab. Wenn auch die Grafen d'Entragues und d'Auvergne nicht darauf vorbereitet sind, so liegt nichts daran, sie erfahren es immer noch früh genug.«

»Befehlen Sie,« stammelte Henriette, aus deren Augen ein Hoffnungsschimmer leuchtete.

»Ich durchschaue Sie,« fiel La Ramée ins Wort, »Sie wollen die Flucht versuchen; aber es würde Ihnen nichts nützen. Ich habe Ihnen gesagt, daß alle meine Maßregeln genommen sind. Sie haben gesehen, daß ich von Ihren Umtrieben, von Ihren Gedanken Kenntniß hatte. Es wird mir auch bis diesen Abend nichts verborgen bleiben. Ich habe Freunde, meine Damen; Ihr Haus ist von meinen Leuten umstellt und Sie werden keinen Schritt thun, den ich nicht augenblicklich erfahre und dessen Folgen ich nicht verhütete. Versuchen Sie es nur, wenn Sie wollen. Der Versuch wird Sie besser überzeugen, als alle meine Vorstellungen.«

Nach diesen letzten Worten, welche die unglückliche Henriette vollends vernichteten, empfahl er sich der Mutter und entfernte sich langsam. In der Thür kehrte er um und sagte mit angegriffener, aber noch von unerlöschlicher Leidenschaft durchglühter Stimme:

»Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen sage. So lange als ich lebe, soll kein Anderer Sie besitzen, das schwöre ich Ihnen! Fügen Sie sich in das Unabänderliche. Vielleicht werde ich Sie nicht so lange warten lassen, wie Sie fürchten; es hängt nicht von Ihnen oder den Ihrigen, sondern von Gott und von mir ab ... Heute Abend also unsere Hochzeit!«

Nach diesen Worten hob er den Thürvorhang und verschwand.

»Dieses Mal,« stammelte Henriette, »glaube ich verloren zu seyn. Was sagen Sie dazu, Mutter?«

»Ich suche,« erwiederte Marie Touchet.

VIII.

Der Erbe der Valois.

La Ramée begann nun sogleich nach dem Programm, das er seinen beiden Freundinnen mitgetheilt, die Vorkehrungen für den Abend zu treffen. Er bestellte Pferde, ertheilte seinen Agenten Befehle und setzte den Geistlichen einer nahen Capelle von seinem Vorhaben in Kenntniß.

Endlich sollte sein Traum zur Wirklichkeit werden. Sein Gesicht strahlte von Freude; es schien fast, als hätte ihn sein böser Genius, der an diesem Tage zum Schutzgeist geworden war, bei den Haaren gefaßt und ihn verhindert, die Erde zu berühren. Endlich fühlte er sich jedoch abgespannt und ging nach Hause, um eine kleine Weile auszuruhen; das heißt, er begab sich in die Wohnung, welche ihm die Herzogin in ihrem damals unbewohnten Hôtel eingeräumt hatte.

Seit dem Einzuge des Königs fühlte sich die Herzogin von Montpensier nicht mehr behaglich. Die Großmuth des Siegers hatte zu ihrer Beruhigung nur wenig beigetragen. Sie verzieh nicht und konnte daher nicht glauben, daß man völlig verzeihen könne. Nachdem sie der ersten Grimassen überdrüssig geworden, hatte sie die schöne Jahreszeit, ihre schwache Gesundheit und Geschäfte in der Provinz vorgeschützt und sich auf ihre Güter zurückgezogen.

Die Verwaltung des Königreichs Frankreich war damals mit großen Schwierigkeiten verbunden, welche ihren

Grund in den politischen Verhältnissen hatten. Die Steuern waren nur mit großer Mühe einzutreiben, die Verkehrsmittel ungenügend, die Provinzen abgesondert, Royalisten und Anhänger der Spanier in beständigem Hader; dazu kamen die vielen unbeschränkt schaltenden Gutsherren. Kurz, überall stießen die reorganisirenden Maßregeln auf große Schwierigkeiten. Die Herzogin von Montpensier, die sich nach Lothringen zurückgezogen hatte, war von der Hand Heinrichs IV. viel weiter entfernt, als in unserer Zeit ein politischer Gegner tausend Meilen von seinem Feinde entfernt seyn würde.

Die Herzogin, die nunmehr außer dem Bereiche eines Staatsstreiches war, begann wieder freier zu athmen. Die beschnittenen Krallen hatten ihre Spitzen wieder bekommen. Die Sicherheit, welche der Aufenthalt auf dieser entlegenen Besitzung darbot, hatte Spanier, Liguisten, Mißvergnügte jeder Art um die Schwester Mayenne's versammelt. Anfangs, nachdem man sich wieder zusammengefunden, hatte man sich seufzend angesehen. Als die Seufzer nicht beredt genug waren, ging man zu lauten Klagen, dann zu bitteren Bemerkungen, ja sogar zu Drohungen, über und endlich, nachdem man sich gezählt, begann man wieder zu conspiriren.

Diese anfangs geheimen, aber bald ganz offen zur Schau getragenen, lauten Umtriebe hätten Heinrich IV. wohl im Schlaf stören können, wenn nicht der Held jeden Abend beim Donner der feindlichen Kanonen ruhig geschlafen hätte.

Die Herzogin theilte die Katholiken Frankreichs in alte und neue, und ersann mit Hilfe der Jesuiten eine Menge sinnreicher Gründe, um zu beweisen, daß jeder neue Katholik ein Ketzer sey. Durch diesen Trugschluß war der

Uebertritt des Königs im Grunde ungeschehen gemacht und jedem guten Liguisten stand es frei, gegen den bekehrten Ketzer wieder zu Felde zu ziehen.

Es versteht sich, daß alle von Philipp II. nach Frankreich abgesandten, habgierigen und fanatischen Spanier in diesen neuen Planen eine Hauptrolle spielten. Man hatte mit dem Herzoge von Mayenne, dessen instinctartiger Ehrgeiz sich keineswegs beruhigt hatte, wieder Verbindungen angeknüpft. Kurz, seitdem Heinrich IV. als Sieger in Paris eingezogen war, nagten seine geheimen Feinde, verderblichen Insecten gleich, an seinem Throne, der von den Kanonenkugeln in zehn Schlachten nicht beschädigt worden war.

Von Zeit zu Zeit schickte die Herzogin einen Kundschafter nach Paris. La Ramée, der bei ihr in hoher Gunst stand, hatte einige Male solche Aufträge erhalten, und er benutzte diese Reisen, um seine Privatangelegenheiten zu besorgen. Wir wissen wie geschickt er seine Privatintriguen neben den politischen Intriguen seiner Gönnerin ihrer Entwickelung entgegenführte.

La Ramée war wieder im Hôtel der Herzogin eingetroffen. Er hatte den Schlüssel zu einem Seitengebäude, durch welches er ungesehen in das Hauptquartier kommen konnte. Die großen Verschwörer pflegten in jenen Zeiten die Nachbarhäuser anzukaufen, um ihre Umtriebe geheim zu halten. Sie hatten auch mehre geheime Thüren, durch welche die Eingeweihten eingelassen wurden und im Fall einer Ueberraschung schnell entschlüpfen konnten. Auch die Herzogin von Montpensier hatte diese interessante Vorsicht nicht versäumt.

La Ramée wollte, wie gesagt, eine kurze Ruhe genießen und seine Vorkehrungen treffen. Sobald er mit Hen=

riette vermält seyn würde, wollte er sie zu der Herzogin führen, sie derselben vorstellen und Abschied nehmen.

»Ich will,« dachte er, »mein Glück eine Zeit lang in einer Einsamkeit begraben, wo es durch nichts gestört werden kann. Wenn später Henriettens Ehrgeiz wieder erwacht, wenn sie den entscheidenden Schritt bereut, wenn meine ungestüme Leidenschaft befriedigt, mein Wahnsinn beschwichtigt ist, dann bin ich geheilt und sie ist bezwungen.«

Der Unglückliche machte seine Rechnung ohne das Verhängniß. So nennt der Gottlose die Fügungen der strafenden Vorsehung. Wie könnte ein Verbrecher auf seiner Bahn fortwandeln, wenn er Gott fürchtete?

La Ramée kam in seine Wohnung. Der kurze Decembertag ging zu Ende, der Himmel war mit grauen Schneewolken bedeckt. La Ramée glaubte das Hôtel dunkel und verödet zu finden. Zu seinem Erstaunen hörte er Fußtritte in den Gängen, und als er die ins Innere führende Thür öffnete, wurde sein Erstaunen noch größer, als er das von außen verschlossene und dunkle Hôtel im Innern hell erleuchtet fand.

Die Gänge und Vorsäle füllten sich allmälig mit schweigenden Besuchern, welche vermuthlich durch die erwähnten geheimen Thüren gekommen; denn die Hauptthür des Hôtels war von innen verschlossen und verriegelt. La Ramée schaute in den Hof hinunter, und bemerkte mehre dunkle Gruppen, in denen hier und da unter den Mänteln eine Degenscheide oder der Lauf einer Feuerwaffe blitzte. Haushofmeister, Lakei, Thürsteher waren im Innern auf ihren Posten.

»Was bedeutet das?« fragte La Ramée; »sollte die Herzogin angekommen seyn?«

»Ihre Hoheit ist diesen Abend angekommen,« erwiederte der Thürsteher geheimnißvoll.

»Ich muß sie sprechen,« dachte La Ramée; »ich muß wissen, warum sie so unerwartet nach Paris kommt. Sollte etwas Neues vorgefallen seyn? Ob man etwas im Schilde führt? Ich werde es bald erfahren. Ich muß die Herzogin auch von meinen Plänen unterrichten, ich bin es ihr schuldig ... Doch vor Allem muß ich die Thür schließen, durch die ich gekommen bin.«

La Ramée fand die Thür und die Treppe von mehren Personen bewacht.

»Das ist sonderbar,« dachte er. »Ich muß die Herzogin von diesem auffallenden Umstande in Kenntniß setzen.«

Er nahm Mantel und Handschuhe und ging auf die Thür seiner Wohnung zu. Hier fand er den Thürsteher, der ihn im Namen der Herzogin sehr höflich einlud, sich in den großen Saal zu begeben.

Er sah mehre Personen, die ebenfalls einen Wink bekommen hatten, denselben Weg zu nehmen.

La Ramée trat in den großen Saal, wo die Herzogin von Montpensier ihre feierlichen Audienzen zu geben pflegte. Dieser große, mit Bildnissen aus dem Hause Lothringen verzierte Saal hatte in der Fackelbeleuchtung einen eigenthümlich majestätischen Charakter. Es schien fast, als ob die mit drohenden Gesichtern und Feuerwaffen bedeckten Wände irgend einem furchtbaren Ereigniß ihr Echo zu leihen bereit wären. Die Prinzessin saß am Camin, in welchem ein helles Feuer loderte. Der röthliche Schimmer der Glut spiegelte sich auf den Gagatknöpfen und violetten Bändern ihres Kleides. Der Thürsteher meldete Herrn de La Ramée, und die Herzogin stand sogleich auf.

»Sie hier, Madame!« sagte La Ramée verwundert. »Haben Ihre Freunde diese unerwartete Ankunft mit Freude oder Besorgniß zu begrüßen?«

»Sie können sich darüber freuen,« erwiederte sie.

»Gott sey gelobt! Die Besorgniß über diese ungewöhnlichen Vorbereitungen . . .«

»Ist ungegründet.«

»Und die auf der Seitentreppe stehenden Wachen . . .«

»Stehen dort auf meinen Befehl.«

»Verzeihen Sie, Madame, ich erwähne es nur, weil die Leute mich zu bewachen und mir den Weg zu versperren schienen.«

»Sie werden allerdings bewacht,« erwiederte die Herzogin mit derselben Höflichkeit, die ihm schon im Anfange der Unterredung aufgefallen war.

Warum bewachte man ihn? Warum nannte man ihn weder La Ramée, wie gewöhnlich, noch Monsieur oder mein Lieber? Er hatte hundert Fragen auf der Zunge, aber er wagte keine auszusprechen.

Doch die Zeit drängte, er durfte nicht zögern; die Stunde war nahe, wo er sich zu Henriette begeben sollte.

»Madame,« sagte er zu der Herzogin, »als Sie mich rufen ließen, war ich im Begriff, um eine Audienz zu bitten.«

»Sie wußten aber nicht, daß ich in Paris bin,« erwiederte sie.

»Ich hatte es eben erfahren, und die Pflicht gebot mir Ihnen hier zu sagen, was ich Ihnen sonst in Lothringen mitgetheilt haben würde.«

»Reden Sie.«

»Ich brauche diesen Abend einen Urlaub, Madame. und bitte Sie, mir denselben zu bewilligen.«

»Diesen Abend ist's unmöglich,« sagte die Herzogin.

La Ramée stutzte.

»Der Urlaub ist nothwendig, Madame; denn ich habe hier Geschäfte, die keinen Aufschub leiden.«

»Sie haben andere Geschäfte, welche weit wichtiger sind als die, von denen Sie reden.«

»Madame, ich vermäle mich.«

Die Herzogin stutzte ebenfalls.

»Sie vermälen sich! Ist es möglich?«

»Ja, Madame, in einer Stunde.«

»Gerechter Himmel! mit wem denn?«

»Mit Mademoiselle Henriette de Balzac d'Entragues.«

»Sie sind von Sinnen!«

»Ich weiß es wohl, Madame, aber ich vermäle mich.«

»Ich habe Ihnen volle Freiheit gelassen, diesem Mädchen den Hof zu machen, weil ich glaubte, es sey nur eine Tändelei, ein Zeitvertreib.«

»Ein Zeitvertreib! zwischen Mademoiselle Henriette d'Entragues und mir! zwischen der Tochter aus einem alten, vornehmen Hause und einem armen, unbedeutenden Landjunker . . . ein Zeitvertreib! Nein, nein, Madame, es ist eine ernste Liebe, die nur durch eine Heirath befriedigt werden kann.«

»Es ist eine Tollheit, sage ich Ihnen!« erwiederte die Herzogin gelassen, »und ich kann meine Zustimmung nicht geben.«

»Madame,« antwortete La Ramée, »ich glaube wohl zu wissen was ich thue.«

»Nein.«

»Ich habe Ew. Hoheit meine Dienste und meinen Degen versprochen; Sie können mich als blindes Werkzeug für Ihre Zwecke benutzen . . . nur über mein Herz haben Sie nicht zu verfügen.«

Die Herzogin zuckte die Achseln.

»Vielleicht,« setzte La Ramée hinzu, »vielleicht bin ich in diesem Augenblicke nützlich, und meine Abwesenheit kann übel gedeutet werden, während alle Diener Ihres Hauses versammelt sind. Aber bedenken Sie, Madame, daß ich nur eine Stunde Urlaub verlange; in einer Stunde bin ich vermält, ich habe alle meine Vorkehrungen getroffen. In einer Stunde, nach der Trauung wollte ich mit meiner Frau abreisen; in einer Stunde werde ich wieder hier seyn und die Befehle Ew. Hoheit erwarten . . . Aber meine Vermälung darf nicht länger verschoben werden, sie muß diesen Abend stattfinden!«

Die Herzogin wurde nicht zornig, wie gewöhnlich, und wie es La Ramée erwartete; sie blieb ganz gelassen, sah den jungen Mann scharf an und erwiederte:

»Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie sich mit Mademoiselle d'Entragues nicht vermälen werden . . . weder heute, noch morgen, noch in einem Jahre . . .«

»Warum nicht?« fragte La Ramée ungestüm.

»Weil es unmöglich ist.«

»Alles was Sie nicht wollen, nennen Sie unmöglich,« erwiederte er vor Zorn bebend.

»Nein,« sagte sie mit unerschütterlicher Ruhe. »Aus dieser Heirath wird nichts; Sie selbst werden Ihre Braut bald verschmähen.«

»Ich bin begierig zu sehen, wie Ew. Hoheit dieses Wunder wirken werden.«

»Sie werden es sogleich sehen; denn der Augenblick ist gekommen, und ich wollte Sie eben in dieser Absicht rufen lassen.«

Die Herzogin zog eine Glocke, deren Silberklang die im Saale herrschende Stille unterbrach.

La Ramée, dessen Ungeduld durch diese unerhörte Gelassenheit bezähmt wurde, erwartete schweigend das Ereigniß, welches ihm diese sonderbaren Vorbereitungen versprachen.

Sobald die Glocke ertönte, hoben sich die Thürvorhänge des Saales und aus den großen Thüren kamen etwa zwölf Männer, deren Namen und Gesichter La Ramée sehr gut kannte.

Es waren die angesehensten Führer der Liguisten, welche die royalistische Reaction zerstreut hatte; es waren einige jener Fanatiker, welche durch die Rückkehr des Königs vertrieben und von ihm zu großmüthig verschont worden waren; ein Jesuit von dem Collège, in welches die Herzogin den Jean Châtel geschickt hatte; Spanier, die als Sendlinge Philipps II. oder des Herzogs von Feria erschienen; kurz, es war, nebst einigen unverbesserlichen Spießbürgern und zwei oder drei Mitgliedern der Sechzehnerfaction, der ganze Generalstab der Revolution, welche die Herzogin von Montpensier unaufhörlich wie eine Vernichtung drohende Wolke über Frankreich zusammenzog.

Vor diesen vornehmen Personen wich La Ramée bis zu der von Hellebardieren bewachten Thür zurück. Die Herzogin bemerkte seine Bewegung und gab den Wachen einen Wink, ihm in den Weg zu treten.

»Haben Sie die Güte näher zu treten,« sagte sie zu La Ramée, der genöthigt war zu gehorchen.

Als die Ruhe im Saale wieder hergestellt war, wandte sich Katharine von Lothringen zu der Versammlung, stützte sich mit einer Hand auf die Rücklehne ihres Sessels und begann mit der ihr eigenen bombastischen Redeweise:

»Meine Herren, Sie sind die wahre Kraft unserer Religion und unserer Vaterlandsbegeisterung; Sie kennen größtentheils unsere Pläne, denn Sie theilten ja unsern Schmerz und unsere Hoffnungen: aber Sie wußten nicht, wie und unter welcher Form diese Hoffnungen sich verwirklichen können.

»Wir verhehlen uns nicht, wie unsicher die neue Herrschaft ist, unter welche sich Frankreich gebeugt hat. Sie kann durch mancherlei Umstände gestürzt werden; der Krieg hat seine Wechselfälle, die Usurpationspolitik ihre Gefahren, der neue König kann auf dem Schlachtfelde fallen, er kann auch von dem öffentlichen Groll getroffen werden. Ich schweige von den Todesgefahren, die ein ausschweifendes, abenteuerliches Leben darbietet; man stirbt eben so schnell und vielleicht noch sicherer an den Folgen eines tollen Gelages, als an einer Kugel oder an einem Dolchstoß.

»Gott ist mein Zeuge und Sie Alle haben es gesehen, mehre unter Ihnen haben mich deshalb getadelt, daß ich zum Wohl des Landes meine Feindseligkeiten eingestellt, das Unglück meiner Familie vergessen und den neuen König anerkannt habe. Ich kann mich indeß über die Zukunft nicht täuschen, der König hat keinen Erben, ein Bastard zählt nicht; was soll aus Frankreich werden, wenn der König stirbt? König Philipp II. hat großmüthig auf den Thron verzichtet. Auch der Herzog von Mayenne tritt zurück. Ich entsage zu Gunsten meines Neffen Guise, der die Stimmenmehrheit des französischen Volkes nicht erhalten hat. Aber

der Himmel hat uns ein wunderbares Rettungsmittel geschickt. Meine Herren, hören Sie das Wort, das aus meinem Munde kommen wird: Es lebt ein Sprößling des königlichen Stammes; Frankreich besitzt einen rechtmäßigen Valois!«

Diese Worte machten einen gewaltigen Eindruck auf die Anwesenden, deren Leidenschaften auf einmal losbrachen. Hier und da erblickte man einige ruhige, ernste Gesichter ... die der Eingeweihten, welche die allgemeine Haltung sorgfältig beobachteten.

»Ein Valois!« rief man von allen Seiten.

»Sie wissen,« fuhr die Herzogin fort, »daß aus der Ehe des Königs Carl IX. mit Elisabeth von Oesterreich zu Paris am 27. October 1572 ein Kind geboren wurde, welches angeblich Marie Elisabeth von Frankreich war. Der König erwartete, hoffte einen Sohn; seine Mutter Katharine von Medicis wies ihm eine Tochter vor, eine Tochter, die nicht einmal am Leben blieb und deren Tod am 2. April 1578 erklärt wurde. Der Sprößling Carls IX. war aber keine Tochter, sondern ein Sohn, den Katharine von Medicis aus Eifersucht und um ihrem Lieblingssohne, dem nachmaligen Heinrich III., den Thron zu sichern, beseitigt und statt seiner ein Mädchen untergeschoben hatte.«

Tiefe Stille herrschte in der Versammlung, als die Herzogin schwieg. Für ihre Anhänger, welche sie so gut kannten, überschritt das von der Vorsehung gebotene Mittel die Grenzen des Wunderbaren.

»Sie schweigen,« fuhr sie, diese Stille geschickt benutzend, fort, »Sie sind tief erschüttert, das ungeheure Verbrechen der Unterschiebung dieses Kindes hat Sie mit Entsetzen erfüllt! Wie wird Ihnen erst zu Muthe werden, wenn Sie die vollständigen, unwiderleglichen Beweise vor Augen

haben; wenn Sie die Urkunden lesen, welche das Complott der Katharine von Medicis gegen die Nachkommenschaft ihres eigenen Sohnes auf das deutlichste darthun! Dieses ruchlose Attentat, meine Herren, würde ohne die Hilfe der Vorsehung einem der berühmtesten Geschlechter der Welt ein Ende gemacht haben . . . Sehen Sie, meine Herren,« setzte die Herzogin hinzu, indem sie auf dem Tische ein Bündel Pergamente, Briefe und Denkschriften öffnete; »treten Sie näher und nehmen Sie Kenntniß von diesen Urkunden. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß Ihnen ein rechtmäßiger, ein wahrer allerchristlichster König bleibt, und wenn Sie von dieser Ueberzeugung durchdrungen siud, so danken Sie Gott, der uns von widerrechtlicher Anmaßung und Ketzerei rettet.«

Die Häupter der Ligue und die fanatischen Priester näherten sich wirklich mit abergläubischer Scheu oder vielmehr mit einem gewissen heilsamen Mißtrauen. Die Spanier und der Jesuit, die in das Geheimniß eingeweiht waren, blieben in der Entfernung.

»Dies,« sagte die Herzogin, auf eine Schrift deutend, »ist die Erzählung der Unterschiebung; hier ist der entlegene Ort genannt, wo Katharine das zum Ersatz des jungen Prinzen bestimmte Mädchen holte. Diese andere Urkunde beweist, daß Katharine den Knaben einem ihr treu ergebenen Edelmanne anvertraut, und daß dieser Edelmann den Knaben mit seinen eigenen Kindern zu Vilaines unweit Medan erzogen hat.«

La Ramée, der bis dahin unbeweglich geblieben war, schauderte.

»Jetzt,« fuhr die Herzogin fort, »lesen Sie die Erklärung des Edelmannes auf dem Sterbebette und alle Be-

weise, die er liefert, und endlich das Zeugniß des Priesters, dem er das furchtbare Geheimniß anvertraut hatte. Lesen Sie und vergleichen Sie! . . . Fürchten Sie nichts . . . Geben Sie sich ganz der heiligen Ueberzeugung hin!«

»In der That,« sagten einige Stimmen, denen sich andere anschlossen, »in der That, die Beweise sind handgreiflich, unwiderleglich.«

»Und wenn Sie sich von der Richtigkeit derselben überzeugt haben, werden Sie mit mir rufen: O Wunder!«

»O Wunder!« riefen die Fanatiker, deren Hauptstreben der Wiederbeginn des Bürgerkrieges war.

»Sie begreifen also, meine Herren, warum der König von Spanien, warum das erlauchte Haus Lothringen im Angesicht der wohlbegründeten Rechte eines Valois ihre Ansprüche aufgegeben haben?«

»Es lebe Valois!« rief die Versammlung.

»Von jetzt an,« sagte die Herzogin, deren Stirne von Schweiß triefte, »von jetzt an ist es Ihre Pflicht, den so wunderbar geretteten Prinzen, das Opfer Katharinens von Medicis, den Sohn Carls XI., Ihren Herrn und den meinigen, anzuerkennen! Denn er lebt, meine Herren, er ist bei Ihnen; er hat, ohne sich selbst zu kennen, bereits sein kostbares Blut für unsereSache vergossen. Gott erlaubt, daß ich ihn der Dunkelheit entziehe, um ihm die Krone seiner Väter auf Haupt zu setzen! Gestern war er nichts, heute ist er König von Frankreich. Erscheinen Sie, mein König! gestern hießen Sie noch La Ramée.«

»Ich träume!« stammelte der junge Mann, der ganz bestürzt, fast besinnungslos war, als er die Herzogin und die ganze Versammlung vor sich knien sah.

Er war blaß und regungslos — das lebende Ebenbild des düstern Carl IX., von welchem ihm das launische Geschick einige Züge gegeben, und der den meisten Anwesenden noch sehr wohl erinnerlich war.

»Der König wankt!« sagte die Herzogin. »Man führe ihn in seine Gemächer!«

»Und man bewache ihn sorgfältig!« flüsterte sie ihren Spaniern zu.

»Das Volk,« setzte die Heldin hinzu, indem sie sich zu den übrigen Verschwörern wandte, »wird ihn als den Sohn Carls IX. erkennen, wenn es ihn sieht. Jetzt, meine Herren, halten Sie sich bereit. Jeder von Ihnen kennt längst seinen Posten und seine Rolle. Ich habe eine Ahnung, daß ein entscheidendes Ereigniß nahe bevorsteht. Hier ist Ihr Anführer; und ich hoffe, daß kein Franzose sich weigern wird, ihm zu folgen. Ich kenne Sie und brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die mindeste Indiscretion das Signal zu unserm Tode ist . . . Adieu, meine Herren! Es lebe der wahre König!«

»Es lebe der wahre König!« wiederholten die Liguisten, indem sie an der Herzogin vorübergingen.

Der Jesuit schloß den Zug, und während er seine Verbeugung machte, fragte ihn die Herzogin leise:

»Ist unser Schüler auch bereit?«

»Morgen,« antwortete der Jesuit, der sich unter den Verschwornen verlor.

IX.

Gesandtschaften.

Kaum war am andern Morgen die Sonne aufgegangen, so gingen zwei Männer in Mäntel gehüllt in dem Garten vor dem Hause der Marquise auf und ab. Es war kalt, die Erde war mit Reif bedeckt und man hörte sie dröhnen unter den Spornen der beiden Herren, die im eifrigen Gespräch waren. Von Zeit zu Zeit blickte der Eine oder der Andere nach den Fenstern der Marquise auf, wo noch Alles still war, obgleich Gabriele abreisen wollte.

»Ich versichere Ihnen, Herr Zamet, daß mir der König, unser Herr, einen traurigen Auftrag gegeben hat,« sagte der kleinere und frostigere. »Ich soll eine Evastochter hindern, nach ihrem Kopf zu handeln! . . .«

»Und der König will auch nach seinem Kopf handeln, nicht wahr, Herr von Rosny?« erwiederte der Florentiner Zamet.

»Es scheint wirklich so, und ich ließ Sie rufen, um ernsthaft mit Ihnen darüber zu reden. Ich weiß wie treu Sie Sr. Majestät ergeben sind und danke Ihnen, daß Sie sich so früh zu mir bemüht haben. O, der Fall ist bedenklich!«

»Wirklich?«

»Ja, Herr Zamet. Der König ist reizbar, und seitdem die Marquise Miene macht ihn zu verlassen, ist er außer sich

. . . Apropos, Sie haben gute Augen; sehen Sie noch Niemand am Fenster?«

»Nein, Herr von Rosny, ich sehe noch nichts.«

»Wir haben Zeit zu plaudern, ehe sie erwacht.«

»Aber warum will sie den König verlassen?«

»O, Sie wissen es besser als ich; Sie sind ja, ohne es zu wollen, die Ursache dieses Bruches.«

»Ja wohl, ohne es zu wollen,« erwiederte Zamet hastig, als ob er fürchtete, daß man die Beschuldigung im Hause höre. »Aufrichtig gesagt, ich bin für die Handlungen des Königs nicht verantwortlich.«

»Antworten Sie nur nicht so ausweichend, Herr Zamet. Es wäre ja kein Unglück, wenn der König eine Zerstreuung suchte.«

Rosny sah den Florentiner von der Seite an, um die Wirkung dieser Worte zu beobachten. Aber Zamet war schlau, er ließ auf seinem Gesichte nicht lesen.

»Die Marquise,« fuhr Rosny fort, »ist allerdings eine liebenswürdige, herzensgute Dame, sie macht nicht zu viel Aufwand, ist weder stolz noch ehrgeizig . . .«

»Das sind sehr schätzenswerthe Eigenschaften.«

»Mordieu! es wäre mir lieber, wenn sie weniger schätzenswerthe Eigenschaften hätte; es wäre vielleicht besser, wenn der König mit einem weiblichen Satan zu thun hätte, den er täglich einige Male verwünschte . . . Der König ist zu weichherzig; stürmische Scenen, Gemüthserschütterungen wären ihm sehr heilsam. Sie kennen vielleicht einen solchen weiblichen Satan, der hübsch genug wäre, um unsern theuern Sire anfangs zu bezaubern, aber auch boshaft genug, um seinen Zorn zu reizen. Es würde ihm und uns ein großer Dienst erwiesen.«

»Aber,« entgegnete der Florentiner, »wenn der König die Marquise von Monceaux liebt? . . .«

»Sie verläßt ihn ja.«

»Ist das gewiß?« fragte Zamet, indem er Rosny scharf ansah; »Ihre Anwesenheit deutet auf Versöhnungsplane.«

»Sie haben richtig gerathen. Der König hat mich ersucht, seine Spröde zu erweichen.«

»Und es wird Ihnen gelingen; Sie sind zu sehr beredt.«

»Eben das möchte ich wissen. Soll ich beredt seyn? Erweise ich dem Könige wirklich einen Dienst damit?«

»Dem Herzen des Königs, ja.«

»Aber seinem Interesse?«

»Das ist etwas Anderes. Wer liebt, findet nur an der Liebe ein Interesse.«

»Ich werde Alles aufbieten,« sagte Rosny, »um den König zu befriedigen. Aber wenn die Marquise von Monceaux unerbittlich wäre? Sie hat einen festen Charakter.«

Sully sagte dies in einem Tone, der wenig Eifer für die Unterhandlung versprach.

»Und wenn dies der Fall wäre . . .«

»Dann müßte man den König schnell durch irgend eine anziehende Idee zerstreuen.«

»Ja, ja . . . das ist viel leichter gesagt als gethan.«

»Ich habe indeß auf Sie gezählt, Herr Zamet, aus zwei Gründen . . .«

»Reden Sie, Herr von Rosny.«

»Erstens ist das Geld der Nervus jeder Zerstreuung . . . und wir haben keines.«

Zamet machte ein finsteres Gesicht.

»Und Sie,« fuhr Rosny fort, »Sie haben viel Geld.«

»O! ich versichere Ihnen, daß mindestens die Hälfte meines Vermögens . . .«

»In Florenz beim Großherzoge angelegt ist, ich weiß es. Deshalb sind Sie dort sehr gut angeschrieben . . .«

»Wie,« erwiederte Zamet betroffen, »Sie wissen...«

»Ich weiß immer wo das Geld ist,« sagte Sully; »ich weiß nur nicht, wie wir es an uns ziehen sollen. Ja, Sie haben in Florenz eine Million Thaler . . . Warum haben Sie dieses Geld nicht hier?«

»Herr von Rosny, ich versichere . . .«

»Bedenken Sie doch, Herr Zamet, wenn Sie krank würden! Lassen Sie doch das Geld nicht in Florenz! Ich habe eine Capitalsanlage gefunden, die Ihnen viel vortheilhafter ist.«

»Was für eine?«

»Angenommen, der König habe sich von der Marquise völlig losgesagt; angenommen, er suche hier und da einige Zerstreuung, während seine Ehe mit der Königin Margarethe aufgelöst würde; angenommen endlich, der König vermäle sich wieder . . .«

»Was sagen Sie?« fiel Zamet ins Wort und sah Sully an, der tändelnd mit dem Stock den Reif von den Zweigen klopfte.

»Haben Sie vielleicht etwas gegen eine neue Vermälung des Königs?« setzte Sully hinzu.

»Nun, je nachdem . . .« sagte der Florentiner, indem er sich scheu umsah.

»Ich meine nemlich eine gute Partie, lieber Herr Zamet, eine junge, schöne und zumal reiche Prinzessin . . .«

»Eine solche Partie kann sich wohl finden.«

»Wissen Sie Niemand?«

»Vielleicht . . .«

»In Spanien ist eine Infantin.«

»Sie ist häßlich und zu brünett.«

»In Savoyen ist eine Prinzessin.«

»Die sieben Todsünden . . . und kein Geld.«

»Und dann . . . die Königin Elisabeth von England.«

»Seit sechzig Jahren verlangen die Aerzte, daß sie als Jungfrau sterbe.«

»Dann schickt sie sich freilich nicht für unsern guten König. Da haben wir also das ganze mehr oder minder heirathsfähige Europa die Revue passiren lassen, nicht wahr? . . . Doch nein, lieber Zamet, wir haben noch Eine vergessen . . .«

»Wen denn?« fragte der Florentiner mit einer Naivetät, die seiner Diplomatie alle Ehre machte.

»Haben Sie in Florenz keine Prinzessin?«

»Wahrhaftig, Sie haben Recht.«

»Die Tochter des Großherzogs von Medicis.«

»Die Prinzessin Marie.«

»Wie alt ist sie jetzt?«

»Etwa zwanzig Jahre.«

»Und ist sie schön?«

»O! eine wahre Perle.«

»Und was für einen Charakter hat die schöne Prinzessin?«

»Ich weiß nicht . . .«

»Sie müssen es wissen, Sie haben ja den Medicis eine

Million Thaler geliehen . . . und überdies hörte ich gestern, daß Sie ihre Milchschwester, die Tochter ihrer Amme, im Hause haben . . .«

Bei diesen Worten sah Rosny den Florentiner forschend an.

»Sie wissen Alles,« erwiederte Zamet mit einer Verbeugung.

»Ja, lieber Zamet, ich weiß Alles, was meinen theuern Gebieter interessiren kann . . . Sie sehen, wie sich Alles wie von selbst fügt. Halten Sie unsere Voraussetzungen an einander; nehmen wir an, der König sage sich von der schönen Gabriele los und suche Zerstreuung bei allen Masken, die ihm begegnen; denn es kann sich immerhin fügen, daß ihm sehr hübsche Masken begegnen. Dann die Auflösung der Ehe mit der Königin Margarethe und in Folge derselben eine neue Vermälung . . . Sie werden zugeben, daß die florentinische Prinzessin mit der bewußten Million Thaler eine sehr passende Partie wäre, und Ihnen würde die Sache eine schöne Besitzung, ein Marquisat oder etwas dergleichen eintragen . . .«

»Der König ist mir zu theuer,« sagte Zamet sehr erfreut, »als daß ich alle diese Voraussetzungen zurückweisen möchte. Aber es sind viele Schwierigkeiten zu überwinden.«

»Ihre kleine Florentinerin soll sich etwas auf Zauberei verstehen . . .«

»Die Zauberei ist bei uns zu Lande eine Lieblingsbeschäftigung.«

»Sie muß mir etwas prophezeien,« sagte Sully.

»Zu Befehl, Herr von Rosny.«

»Gut; Sie können versichert seyn, lieber Zamet, daß

ich Sie für einen braven Mann und für einen aufrichtigen Freund unseres guten Königs halte.«

Zamet verneigte sich.

»Nicht wahr, Sie strecken am Ende dieses Monats fünfzigtausend Thaler vor? Der König muß entweder durch Krieg oder auf eine andere Art zerstreut werden.«

»Ich werde das Geld aufzutreiben suchen.«

»Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit. Diese Nachricht wird den theuern Sire, der seit vorgestern sehr verstimmt ist, einigermaßen erheitern. Es ist das erste Mal, daß ich ihn von Rache sprechen hörte.«

»An wem will er sich rächen?«

»An dem armen Gimpel, der die Marquise von dem Ballabenteuer in Kenntniß gesetzt hat. Er wird wohl für alle Anderen büßen müssen; doch was liegt daran? wenn der König nur beschäftigt wird! Herr Zamet, es ist heute der 27. December, ich möchte morgen die fünfzigtansend Thaler holen lassen.«

»O! das ist sehr früh.«

»Hören Sie! Die Marquise ruft ihre Leute. Ich verlasse Sie, Herr Zamet. Morgen Abend also die Anleihe, die anderen bewußten Angelegenheiten werden wir sodann auch betreiben.«

»Sehr wohl, Herr von Rosny.«

»Vergessen Sie mein Horoskop nicht. Auf Wiedersehen!«

Sully drückte dem Florentiner die Hand und ließ sich bei der Marquise von Monceaux melden.

Es war Zeit. Gabriele, die schon völlig angekleidet war, hatte schon ihre Vorbereitungen zur Abreise begonnen,

sie hatte den Minister bei seinem Gespräch mit Zamet hinter den Vorhängen belauscht.

Als er eintrat, war Alles bereit. Gabriele gab Befehl, die Maulthiere anzuspannen.

Sully drückte durch einige höfliche Worte sein Erstaunen und Bedauern aus, erklärte den von Heinrich IV. erhaltenen Auftrag und nahm für seinen Gebieter das Wort; aber seine vielgerühmte Beredtsamkeit bewährte sich dieses Mal nicht.

Während er sprach, liebkoste Gabriele ihren Knaben. Als der Minister endlich schwieg, erwiederte sie:

»Der König ist mir noch immer sehr theuer und werth, aber ich trenne mich von ihm, weil es sein Glück erheischt. Vielleicht könnte ich noch bleiben, wenn ich wollte; aber er muß frei seyn, Jedermann wünscht es und man betrachtet mich als die Ursache seiner Unfreiheit. Später würde er sich von mir lossagen, und das würde mich zu tief schmerzen; ich will ihm lieber zuvorkommen. Finden Sie, daß ich Unrecht habe?«

Sully war aufrichtig, wenn er wollte.

»Nein, Madame,« erwiederte er, »ich werde es Ihnen nur widerrathen, so weit, als es die Schicklichkeit erheischt.«

»In der Politik, Herr von Rosny, kommt die Schicklichkeit nicht in Betracht. Würden Sie dem Könige rathen, mich mit Gewalt zurückzuhalten?«

»Nein, Madame, das würde ich nicht. Ich hege für Sie eine Achtung, eine Freundschaft, welche Sie auf die Probe stellen können; aber . . .«

»Aber Sie sähen mich lieber in Monceaux als im Louvre?«

»O! Madame, Sie stehen nicht im Wege, sondern die Geliebte des Königs.«

»Ich habe indeß wenig Platz auf dem Throne eingenommen,« sagte Gabriele wehmüthig, »und wünsche vom Herzen, daß der König und seine Minister künftig nicht mehr als bisher belästigt werden mögen. Adieu, Herr von Rosny! Ich verliere den König, weil ich seine zärtliche, theilnehmende Freundin bin und es wirklich gut mit ihm meine. Er wird mich ersetzen, aber wird mich nicht wieder finden. Ich war wohlwollend gegen das arme Volk, das mein Andenken nicht verwünschen wird. Adieu, Herr von Rosny,« wiederholte sie schluchzend, »Sie haben mich wenigstens genug geachtet, um nicht mit mir zu heucheln. Adieu.«

Diese Engelsgüte machte auf den ernsten Hugenotten mehr Eindruck, als er selbst erwartet hatte. Als er die Thränen dieses edelmüthigen Wesens sah, dachte er wirklich, daß Heinrich einen solchen Engel nie wieder finden würde, und machte sich im Stillen Vorwürfe, daß er nicht mehr Balsam angewandt, um eine so edle Wunde zu heilen.

Er fand sein Benehmen roh, gefühllos, er sann auf Mittel, seinen Worten eine mildere Deutung zu geben, er gestand sich, daß er ganz das Gegentheil von dem gethan hatte, was er im Auftrage des Königs hätte thun sollen. Aber sein Gewissen sagte ihm, daß er dem Staate und dem Fürsten einen Dienst erwiesen, und warf ihm nur einige Härte vor; er that daher gar nichts, um sein Versehen wieder gut zu machen, und erwiederte mit aufrichtiger Ehrerbietung:

»Ich gehe also, Madame, um Sr. Majestät zu melden, daß es mir nicht gelungen ist, Sie zurückzuhalten.«

»Gehen Sie, Herr von Rosny,« sagte sie lächelnd, »und rühmen Sie sich nicht zu sehr der Mühe, welche Sie sich gegeben.«

Dies war ihre einzige Rache. Sie reichte ihm die Hand;

er entfernte sich rasch — er hatte den Sieg errungen, aber er mußte ihn mit bitterer Reue bezahlen.

Gabriele begleitete ihn bis in den Vorsaal, und noch ehe er Abschied genommen, erschien Crillon, den der König, auf die Beredtsamkeit seines ersten Abgesandten wenig bauend, ebenfalls abgeschickt hatte.

»Ah! Herr von Rosny!« sagte er, als er dem Hugenotten an der Thür begegnete. »Nun, ist Madame bekehrt!«

»Nein, Herr Chevalier,« erwiederte Rosny, der seinen Aerger kaum zu verbergen vermochte. »Madame wird ihren Entschluß ausführen und sogleich abreisen.«

»Ja, es ist wahr,« sagte Gabriele entschlossen, »ich reise ab.«

»Nein, nein, Madame,« fiel ihr Crillon ins Wort. »Zuerst müssen Sie mich anhören, ich habe Ihnen ebenfalls etwas zu sagen.«

Rosny kehrte um; er war neugierig, den Redner zu hören, dessen feurige, derbe Ausdrucksweise ihm doch einige Unruhe machte.

»Lieber Herr von Rosny,« sagte Crillon, indem er ihn sanft zur Thür hinausschob, »der König erwartet Sie mit großer Sehnsucht; Sie fehlen ihm. Er läßt Sie ersuchen, sich in Galopp zu setzen. Unterdessen will ich bei der Frau Marquise noch einmal Sturm laufen.«

Rosny zögerte noch.

»Haben Sie denn gar keine Barmherzigkeit?« setzte der Chevalier hinzu. »Der König sitzt drüben und zählt jede Minute und weint!«

Rosny biß sich in die Lippen und entfernte sich.

»Ja,« sagte Crillon, indem er die Marquise bei den

Händen faßte und ans Fenster führte, »ja, er weint! . . . er ist untröstlich, und das macht mir das Herz weich, Harnibieu! Werden Sie das dulden? Ein König von Frankreich mit rothgeweinten Augen!«

»Habe ich denn trockene Augen?«

»Bah! ein Frauenzimmer! . . . Und Sie machen so viel Lärm und gerathen in Zorn, weil der König auf dem Maskenball war, weil er sie betrogen hat! Er hat Sie ja vielleicht schon zwanzigmal betrogen, ohne daß Sie böse geworden sind . . . Halt! glauben Sie es nicht,« setzte er hinzu, als er Gabrielens Gesicht noch finsterer werden sah. »Es ist Alles nicht wahr. Der König hat Sie nie betrogen, auch vorgestern nicht. Er hat mir Alles ausführlich erzählt. Es ist gar nicht der Mühe werth, daß man die Stirn deshalb in Falten zieht! Harnibieu! wenn Ihr Sohn groß ist, wird er auch kein Heiliger seyn, und Sie werden über seine Liebesabenteuer lachen . . . So lachen Sie doch!«

Gabriele stammelte einige kaum verständliche, mit Seufzern unterbrochene Worte. Es waren dieselben Klagen, dieselben Entschließungen, welche sie mit der, den gekränkten Herzen eigenen, sanften Hartnäckigkeit aussprach.

»Sie haben Unrecht,« sagte Crillon, »wenn Sie durch Eigenliebe zur Abreise getrieben werden. Was hat der arme König gethan? er hat Sie selbst gebeten, er hat Sie bitten lassen. Aber nehmen Sie sich in Acht, Sie übertreiben! . . . Was! der theure Sire hat einen bildschönen, eben getauften Jungen; er hat sich schon an seine Liebkosungen gewöhnt, und Sie wollten ihm das liebe Kind entreißen! . . . Harnibieu! das ist hart, das ist nicht recht! Thun Sie das nicht, ich würde Sie sonst hartherzig, gefühllos nennen müssen.«

»Lieber Herr Chevalier, vermehren Sie meinen Schmerz nicht. Machen Sie meinen Entschluß nicht wankend. Ich habe Niemand mehr, als mein Kind und Gott . . .«

»Und mich!« setzte der brave Crillon gerührt hinzu. »Ich habe dem Könige versprochen, daß Sie bleiben würden . . . Sie sollen, Sie dürfen nicht fort, und wenn ich mich auf die Schwelle legen müßte, um Ihnen den Weg zu versperren!«

Während Crillon noch sprach, hörte man auf der Treppe eine hastige Stimme, welche rief:

»Ich will Herrn von Crillon sprechen!«

»Der Teufel hole den Unhold!« murrte der Chevalier voll Zorn über die Unterbrechung.

»Saget, daß ich einer seiner Gardisten bin.«

»Was liegt mir daran?« dachte Crillon.

»Daß ich Pontis heiße und daß ich ihm ein großes Unglück zu melden habe.«

»Er ist immer ein Unglücksvogel,« sagte Crillon zu der Marquise; »aber er wird auch seinem Geschick nicht entgehen!«

»Saget ihm,« rief die Stimme, »daß ich von Herrn Esperance komme.«

Crillon eilte zur Thür hinaus, neigte sich über das Treppengeländer und rief mit einer Donnerstimme:

»Komm herauf, Du Unhold!«

»Esperance!« lispelte Gabriele, deren verweintes Gemüth durch diesen Namen erfrischt wurde.

Crillon und Pontis standen bereits vor einander.

»Wo ist Esperance?« fragte Pontis außer Athem.

»Woher soll ich das wissen?«

»Wie! Sie wissen es nicht? Es sind gestern Abend Häscher in sein Haus gekommen.«

»Häscher! warum denn?«

»Häscher!« wiederholte Gabriele, näher tretend.

»Ja, Madame, sie sind im Namen des Königs gekommen.«

»Und was weiter?« fragte Crillon.

»Dann wurde Esperance abgeholt.«

»Wohin?« fragte der Chevalier.

»Eben das wollte ich wissen.«

»Hast Du Dich denn nicht erkundigt?« fragte Crillon weiter, indem er Pontis beim Wamms faßte und derb schüttelte.

»Allerdings.«

»Bei der Dienerschaft, bei dem Nachbar, bei Zamet?«

»Er ist Zamet's Nachbar?« fragte Gabriele.

»Ja, Madame, er wohnt in der Rue Cerisaie.«

»In der Rue Cerisaie?« dachte die Marquise, sich besinnend.

»Aber,« erwiederte Crillon, »was wollten denn die Häscher von ihm? was hat er gethan?«

»Nichts.«

»Wen hat er gesprochen? was für Besuche hat er empfangen?«

»Niemand, als einen Mann in einem weiten Mantel, den er vorgestern Abends um halb zehn Uhr aus dem Garten in den Hof begleitete.«

Gabriele stutzte.

»Es war um dieselbe Zeit,« fuhr Pontis fort, »wo ich in seiner Kutsche paradirte.«

»Aber wer war jener Mann im Mantel?«

»Das weiß man nicht.«

»Ich glaube es zu wissen,« sagte Gabriele bebend. »Ist das Haus schön?«

»Ja.«

»Neu?«

»Ja, ganz neu.«

»Ein großer Hof mit einem Garten?«

»Ja wohl, der Garten grenzt an Zamet's Besitzung.«

»Und über diesen Hof hat Herr Esperance vorgestern Abends einen Mann begleitet?«

»Ja, Madame.«

»Jener Mann war der König.«

»Ah! jetzt wird mir's klar!« sagte der Chevalier; »der König kam von Zamet und nahm seinen Weg durch die Maueröffnung.«

»Und der König,« setzte Gabriele hinzu, »hat gedacht, der arme Esperance habe mir das Abenteuer erzählt . . . und hat sich gerächt.«

»Jetzt wird mir die Sache räthselhaft.«

»Später wird Ihnen alles klar werden.«

Crillon wollte antworten, als ein Diener in Gabrielens Zimmer stürzte, ihr ein sonderbar geformtes Packet übergab und leise zu ihr sagte:

»Madame, untersuchen Sie rasch dieses Packet . . . das Leben des Königs soll davon abhängen!«

Gabriele zerriß hastig den Umschlag, der eine in Gyps modellirte Figur bedeckte. An der Statuette hing ein Billet, das sie erblassend las.

»Ach! Herr von Crillon,« sagte sie. »Geschwind! geschwind eilen Sie ins Louvre zum Könige!«

»Was soll ich ihm sagen?«

»Daß ich in Paris bleibe, daß ich ihn nicht verlasse, daß ich zu ihm eile . . . Gehen Sie, gehen Sie, ich folge Ihnen!«

»Der König wird nicht mehr weinen, und er wird mir sagen, was aus Esperance geworden ist,« rief der Chevalier, indem er mit jugendlicher Hast die Treppe hinuntereilte.

X.

Im Louvre, den 27. December 1594.

Der Königssaal im Louvre war voll von geschäftigen, unruhigen Leuten, die theils dem Krieger=, theils dem Richterstande angehörten. Die auf= und abgehenden Gruppen sprachen von nichts Anderem als von dem Verschwinden des Königs und von seiner Niedergeschlagenheit seit dem Bruche mit der Marquise von Monceaux.

Dieses Ereigniß hatte die bedeutungsvolle Wichtigkeit einer Katastrophe bekommen. Tausend Gerüchte waren im Umlauf; hier sprach man von der Abreise der Marquise, dort behauptete man, Heinrich IV. werde sich bald trösten. Plötzlich ging Rosny durch den Saal, um in das Cabinet des Königs zu treten.

Sein kaltes, leidenschaftsloses Gesicht wurde neugierig befragt. Aber Niemand vermochte die Wahrheit darin zu lesen. Sully selbst wäre sehr verlegen gewesen, wenn er hätte sagen sollen, was er in diesem Augenblicke dachte.

Er glaubte nicht, daß es Crillon gelingen werde, Gabriele zurückzuhalten, aber er wollte seinem Gebieter auch nicht die entschiedene Weigerung der Marquise melden. In dieser Verlegenheit ging er langsam, um sich Zeit zu lassen, eine unbestimmte Antwort zu ersinnen.

Aber der König ließ ihm keine Zeit dazu. Kaum be=

merkte er ihn unter dem Thürvorhange, so eilte er auf ihn zu und bestürmte ihn mit Fragen über das Ergebniß seiner Sendung.

»Sie hat Ihnen eine verneinende Antwort gegeben!« sagte er, als er das verstörte Gesicht seines Ministers bemerkte.

»Ich muß es gestehen, Sire,« antwortete Sully.

Heinrich IV. ließ trostlos die Arme sinken.

»Es ist ein schmerzlicher Schlag für mich,« sagte er. »Ich habe die Undankbare so zärtlich geliebt . . . Was sage ich, Undankbare! Ich bin undankbar gegen sie, und sie rächt sich für meine Untreue . . . Sie hat Recht.«

»Die Sache geht nicht übel,« dachte Sully, »ein heftiger Ausbruch ist ganz natürlich. Ich habe weder zu viel noch zu wenig gesagt. Bleibt die Marquise bei ihrem Vorsatz, so habe ich es gemeldet; gibt sie den Vorstellungen Crillon's nach, so habe ich nicht zu viel gesagt. Aber um in diesem Falle die erste Explosion zu vermeiden, muß der König entfernt werden. — Sire,« sagte er, »fassen Sie Muth. Ew. Majestät können in dieser Unthätigkeit nicht bleiben.«

»Nein, das kann und will ich nicht,« erwiederte Heinrich IV.; »ich habe meinen Entschluß gefaßt.«

»Wirklich?« sagte Rosny erfreut.

»Ja. Ich will zu der Marquise eilen und ihr sagen was ich auf dem Herzen habe.«

»Aber, Sire, Sie geben die königliche Würde preis. Es liegt wenig daran, daß es mir nicht gelungen, daß Herr von Crillon vergebens bittet . . .«

»O! ich habe nicht vergebens gebeten!« sagte Crillon,

der in das Cabinet trat, ehe ihn der Thürsteher melden konnte.

Der König schloß den glücklichen Abgesandten in seine Arme, während sich Rosny in die Lippen biß.

»Sie bleibt? Mein Crillon, sie bleibt?« fragte der gute König mit unbeschreiblicher Freude.

»Ja . . . und noch mehr: sie kommt!«

»Sie kommt?« sagte der König entzückt. »Wir wollen ihr entgegeneilen . . . Komm, Crillon. Kommen Sie, Rosny.«

»Sire, ich bitte Sie, mäßigen Sie sich!« sagte der Hugenott, indem er Heinrich IV. bei der Hand zurückhielt.

»Nur einen Augenblick, Sire,« sagte der Chevalier, der seine andere Hand faßte. »Die Marquise wird in einigen Minuten im Louvre seyn, und ich habe Ihren Befehl gewissenhaft vollzogen, nicht wahr?«

»Ja, ja, mein Crillon.«

»Euer Majestät werden mir daher eine Bitte gewähren.«

»Was wünschest Du?«

»Sie haben einen jungen Mann in der Rue Cerisaie verhaften lassen?«

»Ja; einen Laffen, der mich mit Gabriele entzweit hatte, einen Verräther, dem ich mich anvertraut habe um ungesehen aus Zamet's Garten zu kommen, und der die Marquise davon in Kenntniß gesetzt hat.«

»Das ist unmöglich!« sagte Crillon.

»Wie?«

»Es ist mehr als unmöglich, es ist falsch! Er ist ein braver, aufrichtiger junger Mann und kein Verräther.«

»Du kennst ihn also?«

»Harnibieu! ob ich Esperance kenne!«

»Ja, richtig; jetzt erinnere ich mich . . . es ist der hübsche Verwundete, den ich bei den Genovefanern gesehen. Ich wußte wohl, daß ich das Gesicht schon irgendwo gesehen hatte . . . Aber glaube mir, mein Crillon, dein Schützling hat mich verrathen, und ich hatte ihm die Hand gedrückt! Wäre ich ein gewöhnlicher Edelmann wie er, so würde ich ihn vor meine Klinge gefordert haben, aber ich bin König, und als König mußte ich mich rächen.«

»Euer Majestät schenken meiner Versicherung also keinen Glauben?« sagte Crillon, der ganz blaß vor Zorn war. »Ich bürge für den jungen Edelmann, der Euer Majestät so wenig verrathen hat wie ich, und fordere seine Ankläger auf, es mir zu beweisen . . .«

»Du sollst befriedigt werden, denn Gabriele hat mir's gesagt, sie kommt und kann dirs wiederholen.«

»Unbegreiflich!« erwiederte der Chevalier. »Soeben sagte sie mir, er sey nicht schuldig. Der Hof ist wahrlich ein Sammelplatz von arglistigen Verleumdern!«

»Da kommt sie!« sagte der König und hob eigenhändig den Thürvorhang, um die Marquise früher zu sehen.

Gabriele, deren Schönheit durch die Aufregung erhöht wurde, ging rasch, und alle in der Gallerie anwesenden Personen verneigten sich tief.

Heinrich IV. vermochte sich nicht länger zu halten. Er streckte die Hand, dann die Arme nach ihr aus und zog sie in das Cabinet.

Sully, dessen Rückzug für Discretion gehalten werden

konnte, entfernte sich seufzend. Crillon trat auf die Seite, um Heinrich IV. Zeit zu lassen, sich an dem Anblick seines Idols zu weiden und seine zärtlichen Vorwürfe, seine Versicherungen und Versprechungen auszudrücken. Nach einer Weile näherte er sich und nahm Gabriele beim Arm.

»Während Sie glücklich sind, Madame,« sagte er, »leidet ein Unschuldiger um Ihretwillen. Sagen Sie aufrichtig: Bleiben Sie bei Ihrer Anklage gegen Esperance?«

»Mein Gott! ich hatte es ganz vergessen,« sagte Gabriele. »Aber es ist wohl zu entschuldigen, ich habe Seiner Majestät so viel zu sagen. Ich werde mich seiner erinnern.«

»Sie haben mir gesagt«, erwiederte der König, »daß Sie Alles von ihm erfahren.«

»Ich habe Ihnen gesagt, Sire, was man sagen kann, wenn man die Wahrheit nicht gestehen mag und dadurch Mißverständnisse hervorruft. Ich war im Voraus von Ihrem Besuche bei Zamet unterrichtet, ich wußte auf welchem Wege Sie sich entfernen würden. Der Brief ist von unbekannter Hand. Ich gestehe zu meiner Beschämung, daß ich mich, um Sie zu belauschen, in der Rue Cerisaie versteckt hatte, und ich selbst sah Sie fortgehen. Kurz, ich habe nur mich selbst anzuklagen; ich erfuhr erst heute, daß Esperance in der Rue Cerisaie wohnt, und daß Euer Majestät vorgestern Abends mit ihm gesprochen haben.«

»Ich sagte es ja, Sire!« rief der Chevalier, indem er der Marquise die Hand küßte. »Was haben Sie mit dem armen verleumdeten Esperance gemacht?«

»Ich muß zu meiner Beschämung gestehen«, erwiederte Heinrich IV. verlegen, »er sitzt im Châtelet.«

»Harnibieu!« sagte Crillon; »im Gefängniß . . . wie ein Gauner! . . . mein braver Esperance! . . . Mein Gott! er kann krank werden . . . er kann den Tod davon haben! . . . Im Gefängniß! . . . So geht es, wenn Weiberzungen sich regen; es kommt immer Jemand dadurch ins Unglück!«

»Es thut mir unendlich leid . . .« erwiederte Gabriele.

»Er soll in Freiheit gesetzt werden,« sagte der König.

»Pardieu! das ist bald geschehen,« frohlockte der Chevalier, der sich schnell entfernte und die beiden Liebenden allein ließ.

»Sire, fühlen Sie keine Reue wie ich?« sagte Gabriele, deren Hände Heinrich IV. zärtlich drückte.

»Ich fühle nur Freude und Entzücken, seitdem ich Dich wiedersehe . . . Ach! mein Gott!« rief der König.

»Was ist es denn?« fragte Gabriele erschrocken.

»Der tolle Crillon ist fortgelaufen ohne einen von mir unterzeichneten Befehl, der Gouverneur des Chatelet wird ihm den Gefangenen nicht herausgeben, obschon er Crillon ist.«

»Schreiben Sie den Befehl, Sire, wir wollen ihn durch einen Pagen abschicken. Dann geruhen Euer Majestät mich anzuhören.«

Der König schrieb. Er hielt noch die Feder, als Sully erschien und einen Versuch machte zu lächeln.

»Sire,« sagte er, »die Gallerie ist voll von Leuten, und ich habe Euer Majestät eine gute Nachricht zu melden.«

»Da mein Schutzengel wieder da ist,« sagte der König, »habe ich nur gute Nachrichten zu erwarten. Aber von welcher Art ist die Nachricht?«

»Die picardischen Edelleute Ragny und Montigny haben sich unterworfen. Es kann Geld und Pulver gespart werden. Die beiden Herren erwarten den Augenblick, sich Euer Majestät zu Füßen zu werfen.«

»Rebellen! . . . Aber lieber Rosny, ich habe hier schon eine Rebellin, die ebenfalls zum Gehorsam zurückgekehrt ist; ich bin ihr einige Augenblicke schuldig, um meine Bedingungen zu stellen.«

»Mich dünkt,« erwiederte der Minister ernst, »die Unterwerfung ist auf der Seite Euer Majestät.«

»Und folglich,« setzte Gabriele ernst hinzu, »habe ich die Bedingungen zu stellen. O! Sie können meine Bedingungen schon anhören, Herr von Rosny.«

»Madame . . .«

»Die erste Bedingung ist, daß der König das Louvre nicht mehr ohne mich verläßt.«

»Die Frau Marquise scheinen eifersüchtig zu werden,« sagte Sully, »und die Eifersucht übertreibt . . . sogar ihre Triumphe.«

»Ich bin nur auf das Wohl des Königs eifersüchtig, Herr von Rosny; sein Leben ist in Gefahr, wenn er das Louvre verläßt . . .«

»Wer sagt das?« fiel der Minister etwas höhnisch lächelnd ins Wort.

»Dieser Brief,« erwiederte Gabriele, indem sie das eben erhaltene Schreiben zeigte.

»Von wem ist der Brief?«

»Lesen Sie die Unterschrift.«

»Bruder Robert . . . mir nicht bekannt.«

»Aber ich kenne ihn,« sagte der König, der das Billet nahm und laut las:

»Liebe Tochter, verlassen Sie den König nicht, lassen Sie ihn nicht aus dem Louvre, und lassen Sie die beifolgende Figur, falls sie Ihnen begegnet, nicht in seine Nähe kommen.«

»Hier ist die Figur,« sagte Gabriele, indem sie die Statuette unter ihrer Mantille hervorzog.

»Ventre-saint-gris!« rief Heinrich IV., »Bruder Robert hatte mir diese Figur schon gezeigt . . .«

»Mit einem Messer bewaffnet,« setzte Sully hinzu. »Aber es ist ein Popanz . . . eine mönchische Erfindung.«

»Aber der Mönch, der dies erfunden hat,« entgegnete der König nachsinnend, »gehört nicht zu denen, die sich leicht schrecken lassen oder Schrecken zu verbreiten trachten.«

Rosny zuckte die Achseln.

»Gut,« sagte er; »Se. Majestät wird das Louvre nicht verlassen, »und auf die bezeichneten Figur wird man ein wachsames Auge haben . . . Aber jetzt, Madame, hat der König dringende Geschäfte. Man erwartet ihn sehnlichst in der Gallerie . . . die Gallerie ist im Louvre; wir können uns folglich dahin begeben, ohne Ihre Bedingungen zu verletzen.«

»Ich gehe,« erwiederte Heinrich IV. »Rosny, untersiegeln Sie diesen Befehl, den ich an den Gouverneur des Châtelet geschrieben habe, und Madame wird ihn nehmen.«

»Ich erwarte ihn, Sire.«

»Und ich will meinen Gang durch die Gallerie machen.«

»Und Sie kommen wieder?«

»Auf der Stelle.«

»Versprechen Sie mir, daß Sie das Louvre nicht verlassen werden?«

»Ich gehorche Dir nur zu gern,« sagte Heinrich IV., indem er die Marquise an sein Herz drückte, während der Minister ganz ruhig Wachs und Siegel hervorsuchte.

Heinrich IV. hob den Vorhang. Der Thürsteher stampfte der Sitte gemäß mit dem Fuße, und der Gardecapitän, durch dieses Zeichen benachrichtigt, rief in den Saal:

»Meine Herren . . . der König!«

Heinrich IV. erschien mit freudestrahlendem Gesicht, wie nach einem glänzenden Siege. Er trat auf die Hofleute zu, die sich sogleich mit ehrerbietiger Vertraulichkeit um ihn schaarten.

Gabriele schaute ihm nach. Sie sah, daß er sich den picardischen Edelleuten näherte, deren Unterwerfung ihm Sully gemeldet hatte. Der Eine von ihnen richtete im Namen seiner Freunde eine kurze Anrede an den König. Heinrich antwortete mit einigen huldreichen, verzeihenden Worten. Es war ein rührender Auftritt, der zumal für Gabriele sehr anziehend war.

Sully hatte im Cabinet den Befehl untersiegelt und reichte ihn der Marquise, deren Aufmerksamkeit dadurch einen Augenblick von der für sie so anziehenden Scene abgelenkt wurde. Aber sobald sie das Papier genommen, kehrte sie auf ihren Beobachtungsposten zurück. Die Edelleute statteten dem König mit gebeugtem Knie ihren Dank ab. Die Versammlung gab Heinrich IV. ihren Dank für seine Großmuth zu erkennen.

Plötzlich entstand im Hintergrunde des Saales ein Ge-

räusch. In der Thür erschien ein Mönch, der mit ausgebreiteten Armen und in heftiger Aufregung herbeieilte.

»Sire!« rief er, »nehmen Sie sich in Acht! . . . er ist hier!«

»Bruder Robert!« sagte Gabriele, deren Augen den König suchten.

Aber Heinrich IV. bückte sich, um die Bittenden aufzuheben und über seinem Haupte blitzte ein Messer in der Hand eines blassen jungen Mannes.

Gabriele schrie laut auf. Sie hatt ein dem Meuchler die von dem Genovefaner bezeichnete Gestalt erkannt. Jean Châtel hatte sich in die Gruppe geschlichen und die Gelegenheit benutzt, um den Mordstreich zu führen.

Der gegen die Brust des Königs geführte Stoß traf ihn am Munde. Heinrich IV. richtete sich blutend auf; die Umstehenden waren im ersten Augenblicke stumm vor Entsetzen.

Gabriele sank bewußtlos zu Boden.

Der Meuchler war in der Verwirrung entkommen. Bruder Robert aber faßte ihn bei der Kehle und schleppte ihn mit kräftiger Faust den Edelleuten und Gardisten zu, deren Degen bereits entblößt waren.

»Schonet sein Leben,« sagte er; »er muß reden . . .«

Inzwischen ließ Sully, der kaum seine Fassung zu bewahren vermochte, den König in sein Cabinet bringen. Die ganze Versammlung war außer sich vor Schmerz und Wuth. Es war eine unbeschreibliche Verwirrung. Bruder Robert eilte in das Cabinet, wo Sully in seiner Verwirrung Jedermann eingelassen haben würde.

Heinrich suchte seine Freunde zu beruhigen. Er fragte die Marquise, die man zu ihm führte, nach ihrem Befinden und sah sie mit zärtlichem Lächeln an, als sie aus ihrer Ohnmacht erwacht war und bei dem Anblick des Blutes in Thränen ausbrach.

Hinter den Thüren hörte man das Toben der erschreckten Menge. Bruder Robert, der ernste, unerbittliche Hüter, hatte die Thüren mit Wachen besetzt und verband mit zitternder Hand die Wunde des Königs.

»O! die Statuette!« stammelte Gabriele. »O! Bruder Robert!«

»Ich konnte nicht früh genug kommen!« antwortete der Mönch mit dumpfer Stimme.

»Die Wunde ist unbedeutend, nicht wahr?« fragte Heinrich, als er sah, daß keiner der Umstehenden diese Frage wagte.

»Ja,« sagte der Mönch.

»Nun, wenn das ist,« sagte Sully mit Thränen, »so müssen wir uns beeilen, es überall zu verkünden!«

Der Minister eilte auf die Thür zu. Bruder Robert faßte ihn mit seiner kräftigen Hand und hielt ihn zurück.

»Sind Sie von Sinnen?« sagte Rosny, der an Widerspruch nicht gewöhnt war.

»Bleiben Sie!« sagte der Mönch gelassen.

»Aber hören Sie doch die klagenden Stimmen!« entgegnete Rosny; »die ganze Stadt ist in Trauer und Sorgen; wir würden den Staat in Gefahr bringen, wenn wir eine Secunde zögerten, um den guten Gesundheitszustand des Königs bekannt zu machen. Bleiben Sie bei Ihren Gebeten

und Compressen, und überlassen Sie uns die öffentlichen Angelegenheiten.«

»Ich sage Ihnen,« antwortete der Mönch, »daß dieses traurige Gerücht sich in der Stadt verbreiten muß; ich sage Ihnen, daß der Staat in Gefahr kommt, wenn das Publicum glaubt, der König sey nur leicht verwundet. Ich sage Ihnen, daß die Wunde tödtlich ist, daß das Messer vergiftet war . . .«

Bei diesen Worten drückte er dem Könige zärtlich die Hand und warf der Marquise einen lächelnden Blick zu. Beide verstanden was er mit dem Blick und dem Händedruck sagen wollte.

»Der Mann ist von Sinnen!« sagte Rosny höchst aufgebracht.

»Sie sind es noch mehr als ich, weil Sie so laut schreien,« erwiederte Bruder Robert leise und hastig. »Sie sind ein Staatsmann und begreifen nicht was vorgeht! Sie sehen nicht ein, daß die Herzogin von Montpensier eben ihre zweite Partie gespielt hat und daß Sie sie hindern, ihre dritte und letzte zu spielen! Sehen Sie den König an, er sagt nichts, er drückt die Augen zu, Sie sehen, daß er todt ist!«

Dieses vom Feuer des Genies erleuchtete ernste Antlitz hatte in diesem Augenblicke etwas Uebermenschliches; man hätte ihn für einen jener Propheten halten können, deren Worte und Gedanken wie der Blitz erleuchteten und wie der Donner erschütterten.

Sully sah den König an, der einen Finger auf seine blutende Lippe hielt und ihm Gehorsam und Stillschweigen gebot. Dann sank er in Gabrielens Arme.

Der Mönch verließ nun das Zimmer und trat in die Gallerie. Die nur halb geöffnete Thür wurde von der Dienerschaft sogleich wieder geschlossen. Die versammelte Menge drängte sich zu ihm, um etwas zu erfahren.

»Was sagt man? . . . was geht vor? . . . der König! . . . wie befindet sich der König?« fragten hundert athemlose Stimmen.

»Der König ist todt!« sagte der Mönch mit einem Tone, der die ganze Versammlung mit Entsetzen erfüllte.

»Der König ist todt!« wiederholten die Anwesenden mit Wehklagen und Thränen.

Zugleich wiesen die Wachen den bestürzten Adel und das jammernde Volk aus der Gallerie.

Man hörte unter dem Balcon, auf den Straßen die Unglücksworte wiederholen: »Der König ist todt!« Und Bruder Robert entfernte sich aus dem Louvre, um die rasch sich verbreitende Schreckenskunde zu verfolgen.

XI.

Parade und Gegenstoß.

Wir haben Marie Touchet und ihre Tochter in einer mißlichen Lage verlassen. Vielleicht wäre es nicht ohne Interesse, zu sehen, wie sie sich aus der Verlegenheit zu helfen suchten.

Anfangs sahen sie keinen Ausweg. La Ramée hatte ihnen die Wahl gelassen, entweder zu schweigen und sich ihm zu ergeben, oder ein Geheimniß preiszugeben, das sie auf immer entehrte und ihren ehrgeizigen Entwürfen ein Ziel setzte.

Aus dieser Verlegenheit zu kommen, mußte ihr eifrigstes Bestreben seyn. Aber weder die Mutter mit ihrer ohnmächtigen Wuth, noch die Tochter mit ihrer Arglist vermochten einen Ausweg zu finden. Sie sahen in der That, daß das Haus bewacht, daß die Flucht unmöglich war; und wären sie entflohen, ihr Verfolger würde sie früher oder später wiedergefunden haben. An eine laute Beschwerde, die den König gewarnt und die Aufmerksamkeit auf Henriettens Benehmen gelenkt haben würde, war nicht zu denken. Marie Touchet mußte nach einer qualvollen Stunde mit Beschämung gestehen, daß sie keinen Ausweg gefunden, und daß ihnen kein anderes Mittel, die Streiche des Gegners wenigstens minder schmerzhaft zu machen, übrig bleibe, als den Gra=

fen d'Entragues und d'Auvergne Alles zu gestehen, sobald Letztere von Zamet und aus dem Louvre kommen würden.

Dies war eine neue Qual für Henriette. Aber in verzweifelten Lagen greift man endlich zu verzweifelten Mitteln. Die stolze Henriette mußte sich in diese Nothwendigkeit fügen, und sie war entschlossen, das schwere Opfer zu bringen, als ihr Vater und ihr Bruder erschienen. Marie Touchet nahm das Wort und erzählte mit den geschicktesten Wendungen den beiden erstaunten Cavalieren die Werbung La Ramée's und die Ursachen dieser unerhörten Keckheit.

Während dieser begreiflich nur kurzen, oberflächlichen Erzählung verbarg Henriette das Gesicht in beiden Händen und schluchzte; sie glaubte durch diese von Cicero als sehr wirksam empfohlene Pantomime die Zuhörer zu rühren. Marie Touchet berührte nur zwei Liebesabenteuer ihrer Tochter. Während sie von dem Pagen und von dem Unbekannten aus der Normandie sprach, ging d'Entragues voll Schmerz und Zorn im Zimmer auf und ab. D'Auvergne warf finstere Blicke auf die glänzend schwarzen Locken, die den weißen Nacken seiner Schwester umwallten, und wunderte sich, daß das scheinbar so unschuldige Mädchen schon längst die Bahn der Abenteuer betreten.

Marie Touchet beendete ihre Rede. Es folgte ein Stillschweigen, das peinlicher war als ein heftiger Ausbruch des Zornes. Henriette, welche dieses Stillschweigen wohl verstand, verdoppelte ihre Seufzer und Thränen und verhüllte immer mehr ihr Gesicht.

»Aus der ganzen Erzählung geht hervor,« sagte endlich der Graf d'Auvergne, »daß La Ramée die mißliche Lage des Fräuleins benutzen will.«

»Ja, mein Sohn.«

»Dieser Mensch ist also von Allem unterrichtet? Sie haben ihm also anvertraut oder merken lassen? . . .«

»Wir waren dazu gezwungen,« sagte Marie Touchet mit Pathos.

»Gezwungen!« wiederholte der Graf, die Achseln zuckend. »Als ob man gezwungen werden könnte, eine Dummheit zu begehen!«

Diese Worte waren weder kindlich noch brüderlich. Aber in mißlichen Verhältnissen kommt das Gefühl wenig in Betracht.

»Es war keine Dummheit,« entgegnete Marie Touchet; »es handelte sich ja um eine Sache.«

»Das ist etwas Anderes,« erwiederte der Graf. »Aber was wird er thun, dieser La Ramée?«

»Ich fürchte ihn schon weniger, seit dem ich den Muth gehabt habe, Alles zu gestehen,« sagte die schlaue Marie Touchet; »denn mein größter Kummer kam daher, daß Henriette für Vater und Bruder ein Räthsel war.«

»Es wäre mir lieber gewesen, wenn das Räthsel ungelöst geblieben wäre,« sagte d'Entragues verdrießlich.

»Ich bitte Euch, verschonet die reuige Sünderin mit euren Vorwürfen!« antwortete die Mutter, indem sie die beiden Männer mit einem bittenden Blick ansah.

»Es ist wahr,« erwiederte der Graf; »wir müssen die armen Dulderinnen aus der Verlegenheit ziehen. Ihr fürchtet, der freche Abenteurer werde, wenn er einen Korb bekommt, den König mit Allem bekannt machen, und der König werde einen Widerwillen gegen Henriette bekommen?«

»Allerdings.«

»Dem ist leicht vorzubeugen,« sagte der Vater d'Entragues. »Der Schurke muß aufgegriffen und wie ein Hund todtgeschlagen werden; nicht wahr, Graf?«

»Mein Gott! ja, ich sehe keinen andern Ausweg,« antwortete d'Auvergne. »Wenn er einmal todt ist, wird er nichts mehr verrathen.«

»O! dieser La Ramée ist ein sehr schlauer Mensch,« sagte Marie Touchet. »Er hat höchst wahrscheinlich seine Einrichtung so getroffen, daß sein Geheimniß jeden Augenblick preisgegeben werden kann. Er wird irgend eine ausführliche, mit Beweisen unterstützte Schrift einem Mitschuldigen übergeben haben, der sie vorzeigen wird, sobald La Ramée verschwunden ist.«

»Ach! wenn Sie das fürchten . . .« sagte d'Auvergne etwas entmuthigt.

»Aber,« entgegnete der Vater, »ein Papier vermag wenig, wenn es nicht durch giltige mündliche Aussagen unterstützt wird. Ich bleibe bei meinen Worten. Wenn La Ramée beseitigt wird, entledigen wir uns eines Feindes, und zumal eines unwillkommenen, zudringlichen Freiers. Seine Mitschuldigen, die er zurückläßt, sind keine Brautwerber; sie werden nach Geld oder sonst nach einer möglichen Sache streben; man wird sie befriedigen; hingegen La Ramée zu befriedigen, ihm Henriette zu geben, wäre unerhört.«

»Gut, man räume ihn aus dem Wege,« erwiederte d'Auvergne gelassen. »Wir werden wenigstens für den Augenblick aus der Verlegenheit gerissen, und damit ist schon viel gewonnen.«

Marie Touchet machte ein noch trostloseres Gesicht.

»Nein,« sagte sie, »dieses Mittel können wir nicht anwenden.«

»Warum nicht?« fragten die beiden Männer.

»Weil es La Ramée sehr gut, nur zu gut kennt.«

»Er weiß, daß man ihm nach dem Leben trachtet?«

»Ich hatte vergessen zu sagen,« stammelte Marie Touchet, »daß uns La Ramée in den beiden mißlichen Umständen, die ich vorhin erwähnte, seinen Arm geliehen hatte...«

Henriette beugte sich immer tiefer.

»Was!« sagte d'Auvergne, »der Page und der Edelmann aus der Normandie sind beide . . .«

Die fehlenden Worte ergänzte er durch eine ausdrucksvolle Geberde.

»Ja,« sagte die Mutter kleinlaut.

»Mort de ma vie!« sagte der junge Cavalier, indem er das Familiengemälde, welches er vor Augen hatte, mit Bewunderung betrachtete, »die Damen können unsere Lehrmeisterinnen werden!«

»Alles für die Ehre!« erwiederte Marie Touchet mit theatralischem Pathos.

D'Entragues wand sich wie eine Schlange auf glühenden Kohlen.

»Ich begreife wohl,« fuhr der Graf nach kurzem Besinnen fort, »daß La Ramée Mißtrauen hegt. Er weiß, wie man sich hier hilft . . . Wahrhaftig, er ist ein gefährlicher Gegner.«

Marie Touchet schlug die Augen zum Himmel auf.

»So gefährlich,« setzte der Graf hinzu, »daß ich nicht weiß, wie der Kampf enden wird.«

»Bah!« erwiederte d'Entragues, »man mag immerhin seine Feinde kennen, man zieht doch den Kürzern.«

»Der Meinung bin ich nicht; wenn ich gegen Jemand so viel Mißtrauen hegte, wie La Ramée gegen diese Damen hegen muß, so würde mir dieser Jemand gewiß nicht gefährlich werden.«

»Ich möchte wissen, was Du thun würdest.«

»Erstens würde ich meine Zukünftige nicht in ihrem Hause abholen. Ich würde sie schriftlich einladen, sich in die Capelle zu begeben, wo die Trauung stattfinden soll, und sie müßte kommen. Man würde mir wenigstens erst nach der Hochzeit ans Leben kommen. Und so wird es La Ramée machen.«

»Er sagt aber, daß er kommen wird,« stammelte Henriette.

»Er hat es gesagt, aber er wird nicht kommen.«

»Aber Henriette wird sich nicht in die Capelle begeben,« entgegnete d'Entragues, »und La Ramée muß hieherkommen.«

»O! dann gibt's ein öffentliches Aergerniß, die Sache macht Aufsehen, es werden Briefe oder Boten gewechselt ... kurz, das Geheimniß wird preisgegeben. Ich will nichts damit zu thun haben.«

»O! verlaß uns nicht!« baten die Anderen.

»Mordieu! ich verlasse Euch! ... Was würde der König sagen, wenn er erfährt, was für Complotte in unserm Hause geschmiedet ... und ausgeführt werden!«

»Der König wird nichts erfahren,« sagte Marie Touchet, »wenn Du unser Führer, unsere Stütze bist. Ich beschwöre

Dich, treibe ein Mädchen, das mehr leichtsinnig als strafbar ist, nicht zum Aeußersten!«

»Zwei gemordet und ein Dritter zum Tode verurtheilt ... das nennen Sie Leichtsinn!«

»Um der Familie, um Deiner selbst willen, steh' uns bei!«

»O! um meiner selbst willen, das ist etwas Anderes; denn ich komme in Gefahr, mich zu compromittiren, und aufrichtig gesagt, ich bin die einzige interessante Person in diesem schlimmen Handel. Aber was soll ich thun?«

»La Ramée wird kommen,« sagte Henriette, »ich bürge dafür. Er liebt mich und wird selbst mit Gefahr seines Lebens keine Gelegenheit verlieren, mich zu sehen. Und überdies glaubt er nicht, daß wir es wagen werden, die Wahrheit zu gestehen. Er hält uns daher für hilflos, rathlos.«

»Er hat Recht,« erwiederte d'Auvergne; »denn sobald er todt ist, würde ich nicht hindern können, daß der König das Geheimniß erfährt.«

»Warum sollten wir ihm nach dem Leben trachten?« entgegnete Henriette. »Er liebt mich, und wenn er Dich auf unserer Seite sieht ... Erlaubst Du, daß ich Dir eine Idee mittheile?«

»Sprich! Deine Idee ist gewiß gut. Ich gestehe, daß ich jetzt einen hohen Begriff von deinem Verstande habe.«

»Theile uns deine Idee mit,« sagte d'Entragues.

»Ich möchte vorschlagen, La Ramée höflich zu empfangen, um ihm Vertrauen einzuflößen; sein Leben zu schonen und ihn zu entfernen.«

»Das ist leicht gesagt,« eiferte Marie Touchet; »aber wie sollen wir ihn entfernen?«

»Ich habe gehört,« sagte Henriette, »daß jede erzwungene Ehe für nichtig erklärt werden könne, und hier wird doch offenbare Gewalt gebraucht.«

Der Graf antwortete mit rohem Gelächter: »Wenn Du einmal geheirathet hast, bist Du nicht mehr Mademoiselle d'Entragues.«

Henriette erröthete. »La Ramée,« sagte sie, »würde sich mit der Trauung in der Capelle begnügen.«

»Bah!« antwortete der Graf, noch lauter lachend, »er wird kein Narr seyn. Ich wenigstens würde mich nicht damit begnügen! . . . Nein, alles dies führt zu nichts.«

»Ich bin begierig, ein anderes Auskunftsmittel zu vernehmen,« sagte Vater d'Entragues.

»Ich will annehmen, er werde hierher kommen, um Henriette abzuholen,« fuhr der junge Graf fort. »Er darf weder meinen Vater noch mich sehen; Henriette muß mit ihrer Mutter allein seyn; sie muß sich das Ansehen geben, als ob sie ihn erwartete und alle Vorbereitungen getroffen hätte.«

»Gut,« sagten die drei Zuhörer.

»Ich schicke vier Gardisten hierher, die den kecken Abenteurer packen . . .«

»Erlaube, daß ich Dich unterbreche,« sagte Marie Touchet. »Er hat das Haus mit Wächtern umstellt, die jeden unserer Schritte beobachten. Diese Kundschafter werden die Gardisten kommen sehen und La Ramée warnen; wenn er kommt, so wird es einen Kampf geben, und ein Kampf macht Aufsehen und kann üble Folgen haben.«

»Ich werde zwanzig, dreißig, fünfzig Gardisten schi-

cken, wenn's seyn muß, die La Ramée auf dem Fuße folgen. An Widerstand ist dann nicht zu denken. Lassen Sie mich ausreden. Er wird versuchen, Lärm zu machen, er wird aus der Schule schwatzen, als Ankläger auftreten. Dann werden wir sehen. La Ramée soll ein Schützling der Herzogin von Montpensier seyn, wir gehen zu der Herzogin. Es wird zu einer Erklärung kommen, aber aus der Heirath wird nichts.«

»Ich weiß ein besseres Mittel,« sagte Marie Touchet.

»Lassen Sie hören.«

»Die Kundschafter La Ramée's sind nur auf der Straße. Wir lassen die Mauer durchbrechen, die uns vom Nachbarhause trennt, und auf diesem Wege werden die Gardisten eingelassen. La Ramée ist zu verliebt, als daß er den Tod nicht fürchten und nicht am Leben halten sollte, wenn man ihm einige Hoffnung läßt, Henriette zu besitzen. Die Gardisten kommen durch die Maueröffnung in unser Haus; sie ergreifen La Ramée sobald als er sich zeigt. Wenn er sich einem unrühmlichen Tode nahe sieht, wird er vielleicht capituliren, oder wir können wenigstens Zeit gewinnen.«

»Und wenn es nicht anders geht,« sagte Vater d'Entragues, »so stößt man ihn nieder; denn sobald er todt ist, verlieren seine Enthüllungen die Hälfte ihres Werthes.«

»Gut, es bleibt bei der Abrede,« erwiederte d'Auvergne; »ich schicke die nöthigen Leute. Aber auf welchem Wege sollen sie ins Haus kommen?«

»Das Hôtel ist von der kleinen Gasse la Vannerie nur durch ein Haus getrennt. Die Gardisten nehmen den Weg durch dieses Haus, dessen Eigenthümer zuvor davon in

Kenntniß gesetzt wird. Die Mauer ist bald durchbrochen und sollten wir selbst Hand anlegen.«

»Gut, so sey es. Jetzt entfernen wir uns, mein Vater und ich, mit ruhiger, sorgloser Miene. Ich will nicht sagen, daß das Mittel untrüglich sey; aber in dieser Verlegenheit muß man zu jedem Mittel greifen, das nur einige Aussicht auf einen glücklichen Erfolg bietet. Es wird schon ein Trost seyn, wenn La Ramée aus dem Wege geräumt wird.«

Mutter und Tochter faßten die Hände des jungen Grafen. Marie Touchet drückte eine Hand mit edlem Anstande; Henriette küßte die andere mit dem Ausdruck des wärmsten Dankes.

Dies war der von dem Hause d'Entragues entworfene Plan. Wir wissen wie er durch den, bei der Herzogin von Montpensier entworfenen Plan vereitelt wurde.

Der Abend verging, die Gardisten wurden vergebens in das Hôtel eingeschmuggelt. La Ramée erschien nicht. Die ganze Nacht verging für Mutter und Tochter in namenloser Angst. D'Entragues verlor die wenigen Haare, die er noch gehabt hatte. La Ramée ließ nicht nur vergebens auf sich warten, sondern man bemerkte, daß die Kundschafter aus der Nähe des Hôtels verschwanden. Diese Wahrnehmung, welche die beiden weiblichen Unholde mit Freude hätte erfüllen sollen, verdoppelte ihre Besorgnisse; in Allem, selbst in der Rettung, sahen sie eine neue Falle.

Auch am andern Morgen ging keine Nachricht ein. Dieses unerklärliche Ausbleiben La Ramée's beunruhigte d'Entragues so sehr, daß er es endlich nicht mehr aushalten

konnte und sich zu der Herzogin von Montpensier begab, um Erkundigungen einzuziehen.

Unterdessen hatte das bereits erzählte Ereigniß im Louvre stattgefunden, und schon verbreitete sich die Schreckenskunde in ganz Paris, als der Graf d'Auvergne bleich und bestürzt in der Wohnung seiner Mutter erschien und ihr den Tod des Königs meldete.

Man denke sich die Wirkung dieses unerwarteten Schlages. Der König todt! . . . Alle Plane waren nun vereitelt, die ganze Zukunft der Familie Entragues vernichtet. Was lag nun an Henriettens Vergangenheit? was an dem Zorn eines unbedeutenden Menschen, wie La Ramée? Was nützten jetzt alle Entwürfe, alle bereit gehaltenen Waffen? Der König war ja todt!

D'Auvergne erzählte, wie in der Gallerie des Louvre, wo der ganze Hof eben die Marquise von Monceaux begrüßt, der Mordstahl den König getroffen. Er schilderte die Bestürzung, das Entsetzen, das diesem Auftritt gefolgt war, und die schreckliche Oede im Königspalast, nachdem ein unbekannter Mönch, ein Genovefaner, der dem König die erste Hilfe geleistet, erschienen war, um anzuzeigen, daß Alles aus, daß der Thron erledigt sey.

Mutter und Tochter waren in einer unbeschreiblichen Bestürzung: sie vermochten kein Wort zu sagen. Sie verfielen aus der heftigsten Ueberreizung in die tiefste Abspannung; ihr ganzes Nervensystem schien plötzlich zerrüttet, vernichtet zu seyn.

Auch der Graf d'Auvergne war außer sich. Der König war ihm sehr gewogen gewesen, hatte sich seiner angenommen. Mit Heinrich IV. verlor er Alles. Wer sollte nun in

Frankreich herrschen? Wer sollte die Spanier bekämpfen, wer die Ligue bekämpfen oder sich für dieselbe entscheiden? Nie war eine Nation nach so freudigen, wohl begründeten Hoffnungen so verwaiset gewesen.

Der Graf trat ans Fenster, um seine heiße Stirn abzukühlen. Die Klagetöne drangen von der Rue de la Coutellerie bis in die Häuser; das auf den Straßen zerstreute Volk weinte, jammerte, bekreuzte sich; schon fing man an die Kaufläden zu schließen, man hörte das Geräusch der Riegel und Eisenstangen, mit denen sich die Vorsichtigsten oder Furchtsamsten eilends verrammelten.

Plötzlich wurde laut an die Thür des Hôtels geklopft, ein Reiter sprengte in den Hof. Es war d'Entragues, der aus dem Palais der Herzogin von Montpensier kam, wo man ihn nicht vorgelassen hatte. Unterwegs war er wohl zehnmal angehalten worden, weil man den zugleich von Schrecken und Neugier getriebenen Reiter für einen Courier gehalten hatte.

Die beiden Damen und der Graf von Auvergne drängten sich um ihn. Er vermochte kaum ein Wort hervorzubringen, er zitterte, er athmete tief auf, ehe er sprach.

»Sie wissen was vorgefallen ist?« fragten ihn die Seinen.

»Ja, ja; aber wißt Ihr . . .?«

»Was denn?«

»Wißt Ihr, wer den Thron besteigen wird?«

»Nein.«

»Ein Prinz aus dem Hause Valois, den die Herzogin verborgen hielt, um ihn bei der ersten schicklichen Gelegenheit zu präsentiren.«

»Ein Valois . . . aber welcher?«

»Ein Sohn Carls IX.«

»Du bist der einzige, mein Sohn!« erwiederte Marie Touchet, indem sie den Arm des Grafen d'Auvergne faßte.

»Nein, Madame,« erwiederte d'Entragues, der vor Zorn ganz bleich war; »nein! Ich glaubte es anfangs, aber man spricht von einem ehelichen Sohne Carls IX. und der Königin Elisabeth.«

»Von einem ehelichen Sohne?«

»Ja, das Gerücht ist in der ganzen Stadt verbreitet, und man versichert, der neue Prinz solle dem Volke gezeigt und in großem Pomp von den Guisen ins Parlament geführt werden.«

In diesem Augenblicke entstand auf den Straßen ein verworrenes Getöse, welches, dem Brausen der Meereswellen ähnlich, den ganzen Stadttheil erfüllte.

Ende des fünften Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Maquet, Auguste,

Die schöne Gabriele Von Auguste Maquet. Aus dem Französischen übersetzt von Ludw. Fort. [T. 5 -:] Aus dem Französischen übersetzt von G. F. W. Rö
diger
Bd.: 5

Pest, Wien, Leipzig 1856